

2.1 Theorien und Begriffe der Imagination

Imagination ist eine anthropologische Universalie, die unsere alltäglichen Lebensvollzüge durchzieht, ob wir nun versuchen die Gefühlslage unseres Gegenübers nachzuvollziehen, uns das Gesicht der Hauptfigur eines Buches ausmalen oder beim Abendessen mit Freund*innen die ideale Staatsform debattieren.

In diesem Kapitel wollen wir uns dem mannigfaltigen, komplexen und traditionsreichen Schlüsselbegriff annähern. Zu Anfang werden erste definitorische und etymologische Bestimmungen umrissen, gefolgt von skizzenhaften Streifzügen durch die abendländische Philosophie- und Psychologiegeschichte mit dem Ziel der Rekonstruktion von Grundmotiven des Nachdenkens über Imagination (Abs. 2.1.1).¹ Dann wenden wir uns der Frage zu, wie der Terminus gegenwärtig in der Psychologie verhandelt wird (Abs. 2.1.2), und vertiefen zwei Schwerpunkte dieser Verhandlung (Kreativität und »mental imagery«). Daran schließt eine Aufschlüsselung und Gegenüberstellung der Imaginationsansätze von Lev Vygotskij (1987, 1994b, 2004) sowie Tania Zittoun und Alex Gillespie (2016) an (Abs. 2.1.3). Für die Auswahl ebendieser Ansätze war entscheidend, dass sie sich aufgrund ihrer prominenten Platzierung von Kulturalität und Sozialität in die Ausrichtung dieser Arbeit fügen und außerdem aktuelle Forschungsdiskurse maßgeblich prägen. Im späteren Verlauf des Kapitels widme ich mich Konzeptualisierungen von *Zukunfts*imagination in der Psychologie (Abs. 2.1.4), die i.d.R. die personale Ebene zum Bezugspunkt haben, und der in ein Konzept des Geschichtsbewusstseins eingerahmten Imagination *kollektiver* Zukünfte im Besonderen (Abs. 2.1.5). Am Schluss steht eine vorläufige Arbeitsbegrifflichkeit, in der die diversen zuvor aufgenommenen »Fäden« zusammengeführt werden (Abs. 2.1.6).

1 Bei diesen genealogischen Streifzügen orientiere ich mich an den entsprechenden Bemühungen aus der Feder von Vertreter*innen der Strömung der internationalen cultural psychology, etwa im von Zittoun und Gläveanu (2017) herausgegebenen »Handbook of imagination and culture«, in der Abhandlung »Imagination in human and cultural development« von Zittoun und Gillespie (2016) und dem Beitrag »A sociocultural perspective on imagination« (Zittoun, Gläveanu & Hawlina, 2020).

2.1.1 Genealogische Streifzüge

Erste definitiorische, etymologische und abgrenzende Bestimmungen

Der schillernde und schwer greifbare Schlüsselbegriff der Imagination stammt ursprünglich aus dem Lateinischen (»imagination«) und ist darin auf das Substantiv »imago« – übersetzbar als »Bild, Abbildung, Vorstellung« – zurückzuführen. Im 19. Jahrhundert erhält »Imagination« dann als Lehnwort aus dem Französischen Einzug in die deutsche Sprache.²

Konsultiert man das Dorsch – Lexikon der Psychologie (Wirtz, 2022b), so ist zu »Imagination« lediglich ein kurzer Eintrag zu finden: »Einbildungskraft, die Fähigkeit, sich »Nichtpräsentes« zu vergegenwärtigen«. Dem möchte ich eine detailliertere Definition des Oxford English Dictionary (2024) gegenüberstellen, vor deren Horizont u.a. Andrews-Hanna und Grilli (2021) und Pelaprat und Cole (2011) ihre Imaginationsbestimmungen entwerfen:

The power or capacity to form internal images or ideas of objects and situations not actually present to the senses, including remembered objects and situations, and those constructed by mentally combining or projecting images of previously experienced qualities, objects, and situations. Also (esp. in modern philosophy): the power or capacity by which the mind integrates sensory data in the process of perception.

Im Gros, aber nicht in allen Bestimmungen (Gosetti-Ferencei, 2018; Pelaprat & Cole, 2011; Tateo, 2017), ist – wie im ersten Teil dieser Definition und in jener des Dorsch-Lexikons – die *mentale Beschäftigung mit dem situativ Nicht-Präsentem* wesentlich. Dieses Abwesende lässt sich anhand einer raum-zeitlichen Typologie (Jovchelovitch, Priego-Hernandez & Glăveanu, 2017, S. 116ff.) genauer im fantastischen »nowhere«, im in der Zukunft liegenden »not yet there« oder im derzeitig andernorts situierten »elsewhere« verorten. Hinzuzufügen ist, worauf die Definition des Dorsch-Lexikons, in der von »Vergegenwärtigung« die Rede ist, anspielt: das in der Vergangenheit geschehene Abwesende (»has been there«) (zur »mnemonischen Imagination« siehe Keightley & Pickering, 2012). Wenn gleich die Begriffsexplikation des Oxford English Dictionary im Unterschied zu jener des Dorsch-Lexikons nicht nur auf repräsentative Operationen abzielt, wird doch hervorgehoben, dass beim Imaginieren auf persönlich Erlebtes zurückgegriffen wird.

Konfligierend zu Deutungen mit Fokus auf dem Abwesenden oder »Nichtpräsentem« steht der zweite Teil der Definition des Oxford English Dictionary. Aus dieser Perspektive wird das Imaginieren (wie auch im Theorieentwurf von Pelaprat und Cole, 2011, die mit der Metapher der Imagination als »Lücke« operieren) in seiner Funktion der Synthesierung von sinnlichen Eindrücken zu kohärenten Wahrnehmungen erhellt.

Bei einer ersten strukturellen Ausbuchstabierung der Imagination gilt es weiterhin, ihre zweifache Natur mitzudenken: Denn sie kann sowohl als substantiviertes Verb ein

2 Siehe hierzu den entsprechenden Eintrag im Etymologischen Wörterbuch des Deutschen (vgl. Pfeifer, 1993a).

Vermögen (wie in den obigen Definitionen), eine Erfahrung (Zittoun, Glăveanu & Hawlina, 2020) und eine Tätigkeit *als auch* deren Produkte bzw. Objektivationen bezeichnen. Zu letzteren werden im ersten Teil der Bestimmung des Oxford English Dictionary Bilder und Ideen gezählt.

Nach einem tentativen Herantasten an einen Begriff von Imagination stellt sich nun die Frage, wo die *Demarkationslinien* zu benachbarten Konzepten, wie Fantasie, »eikasias« (ebenso wie »imaginatio« ist dieser Begriff auf das Bild bzw. »eikon« zurückzuführen, vgl. Jørgensen, 2017, S. 21), Einbildungskraft und Vorstellung, verlaufen. »Einbildungskraft« wurde vom Arzt, Naturwissenschaftler und Philosophen Paracelsus im 16. Jahrhundert aus dem Lateinischen (»vis imaginativa«) ins Deutsche übertragen (Huber, 2008, S. 64). »Fantasie« entstammt dahingegen dem griechischen »phantasia« (d.h. »Erscheinung, Aussehen, Vorstellung, geistiges Bild, Einbildung«, geht wiederum auf den Begriff »phantazein«, also »sichtbar machen«, zurück, vgl. Jørgensen, 2017, S. 21; Pfeifer, 1993b). In mittelalterlichen und früh neuzeitlichen philosophischen Schriften verlegt man sich vor allem auf die Verwendung von »imaginatio« anstelle »phantasia«, ab dem 17. Jahrhundert wird »Einbildungskraft« dann im deutschsprachigen Raum zur vorherrschenden Begrifflichkeit (vgl. Mittelstraß, 2004, S. 187). Mit der Begriffswahl sind heutzutage dezidierte semantische Schattierungen verknüpft: »Fantasie« verweist wohl stärker als »Imagination« auf ein abstraktes, bewertbares Vermögen. Auch unterstreicht die Rede von »Fantasie« und »Einbildungskraft« markanter die realitätsentkoppelte Beschäftigung mit dem potenziell Unmöglichen, Unwahrscheinlichen (vgl. Salazar, 2020, S. 769) und – im Hinblick auf »Einbildung« – Irrtümlichen. Letztlich fiel meine Wahl vor allem deshalb auf den Imaginationsbegriff, da dieser erstens verhältnismäßig mehrschichtig bzw. breit angelegt und in geringerem Maße als etwa »Fantasie« in ein bestimmtes (hier primär psychoanalytisches) theoretisches Korsett eingefasst ist und zweitens aufgrund seiner Dominanz in den hier rezipierten Forschungsdiskursen, an die ich anknüpfen möchte. Nichtsdestotrotz gehen die Termini semantisch und pragmatisch ineinander über, weshalb im Folgenden nicht nur Konturierungen von »Imagination«, sondern ebenso von »Einbildungskraft«, »Fantasie« und »eikasias« sowie »Vorstellungsvermögen« einfließen sollen.

Streifzug I: Imagination in der Philosophiegeschichte

Imagination wurde in der Philosophie, aus der die Psychologie bekanntlich hervorging, seit der Antike vielfach zum Reflexionsgegenstand. Dem soll hier Rechnung getragen werden, auch wenn unser Streifzug an dieser Stelle nur holzschnittartig und lückenhaft erfolgen kann (für eine vertiefte Befassung siehe den Sammelband von Kind, 2017), nicht zuletzt in seiner Beschränkung auf den europäischen und nordamerikanischen Raum (für eine darüber hinausgehende Betrachtung siehe z.B. Klein, 2020; Ram-Prasad, 2020).

Die Ideengeschichte der philosophischen Imaginationsreflexion wird bis in die Neuzeit von zweierlei sich gegenüberstehenden Deutungen durchzogen, der »platonisch-präskriptiven« und der »aristotelisch-deskriptiven« (Castore, 1964, zit.n. Maierhofer, 2003, S. 13). Das platonische Verständnis (vgl. ebd., S. 13ff.; Jørgensen, 2017, S. 21f.) zeugt von einer Hermeneutik des Verdachts: Mittels der aus Sinneseindrücken und

Meinungen zusammengesetzten »eikasia« erhält das Illusorische, der »Schattenwelt« des Höhlengleichnisses Entstammende, Einzug in das Denken, während die Erkenntnis des »Wahren« allein im Vertrauen auf den Verstand zu erlangen ist. Auch in späteren wissenschaftlichen und lebensweltlichen Diskursen wird eine solche zweifache Trennung zwischen Imagination und Verstand sowie Imagination und Realität fortgeschrieben (Jovchelovitch, Priego-Hernandez & Glăveanu, 2017, S. 112). Jedoch finden sich auch affirmative Nuancen in Platons Schriften: Im Gegensatz zur »eikasia« kann die »phantasia« u. U. dazu reichen, das Trügerische der Erscheinungen zu durchblicken und die dahinterliegenden zeitlosen Ideen bzw. die Dinge an sich zu erkennen (Jørgensen, 2017, S. 22).

Gemäß dem aristotelischen Begriff (für eine vertiefte Auseinandersetzung siehe Modrak, 2017) – wie er in »De Anima« (Aristoteles, 2017 [350 v.u.Z.]) umrissen wurde – können aus sensorischen Eindrücken in imaginativen Akten mentale Bilder, »phantasmata«, erzeugt werden. Hierbei ist keine festgesteckte konzeptuelle Grenze zwischen Imagination und Erinnerung auszumachen, das Imaginierte gleicht einem Wiederhall des Erlebten (Danziger, 2008, S. 36). Sind die »phantasmata« einmal ins Bewusstsein eingegangen, können Menschen nach Belieben mit ihnen operieren und sie vor allem durch die Ableitung allgemeiner Gesetze für den Erkenntnisgewinn fruchtbar machen (vgl. Archambault & Venet, 2007, S. 6). Zugleich warnt Aristoteles angesichts dieser Freiheit des Operierens mit in der Sinneswelt verwurzelten Imaginationen vor ihrem Täuschungspotenzial für den nach Erkenntnis strebenden Menschen, sodass seine »Rehabilitationsbemühungen« nicht vollkommen ungetrübt bleiben (Maierhofer, 2003, S. 14). Das Grundmotiv, wonach die Imagination als *Mittlerin zwischen sinnlicher Wahrnehmung und Kognition* auf die Konstruktion mentaler Bilder festgeschrieben wird, erweist sich als äußerst beständig (vgl. Jørgensen, 2017, S. 22).

Reklamiert wird der aristotelische Begriff der auf einer Reproduktion sinnlicher Eindrücke (»see in the mind's eye«) beruhenden Imagination von Descartes (2003 [1641]) (vgl. Gregory, 2017; Zittoun & Gillespie, 2016, S. 16). In seinem rationalistischen Spätwerk kommt dem Imaginieren eine zwar unverzichtbare, aber gegenüber dem Verstand, der die Reflexion über nicht bildlich vorstellbare Ideen erlaubt (wie die eines »Chiliagons«, eines tausendseitigen Polygons), untergeordnete und mitunter sogar hinderliche epistemische Funktion zu (siehe Tateo, 2015a, S. 153; Zittoun & Gillespie, 2016, S. 16). In einem skeptischen Grundton äußern sich auch berühmte Zeitgenossen Descartes, wie Francis Bacon, der dem Imaginationsvermögen abspricht zum gesellschaftlichen Fortschritt beizutragen, und Blaise Pascal, der ihm unterstellt, den Menschen in die Irre zu führen (Archambault & Venet, 2007, S. 6; für eine detaillierte Auseinandersetzung mit Pascals Begriff des Imaginären siehe Maierhofer, 2003).

Giambattista Vico, ein jüngst (aber auch bereits von Cole, 1998) in »der«³ Kulturpsychologie wiederentdeckter Denker der Renaissance (Granatella, 2015; Tateo, 2015a; Zit-

3 Bei der Kulturpsychologie handelt es sich mitnichten um ein homogenes Forschungsparadigma, vielmehr sind in ihrem Dunstkreis – jenseits geteilter Grundprämissen – zahlreiche in theoretischer und methodologisch-methodischer Hinsicht divergierende Richtungen auszumachen (vgl. Chakkarath & Straub, 2020; Kölbl & Sieben, 2018; Rosa & Valsiner, 2018; Valsiner, 2014, für einen Überblick).

toun, 2015), vertritt eine affirmative und in ihrer Emphase der kulturhistorischen Kontextualisierung seinerzeit innovative Lesart. Damit grenzt er sich von der rationalistischen, der Imagination misstrauisch gesonnenen Strömung des 16. und 17. Jahrhunderts ab, für die Descartes mit seinen späteren Schriften federführend war (vgl. Granatella, 2015, S. 187). Imagination als fundamentale Fakultät des Menschen fußt demnach auf Erlebnissen. Jedoch gehen ihre Vollzüge über ein bloßes mentales Wiedererleben hinaus – sie erfüllen insbesondere die Funktion, die Außenwelt mit Bedeutungen zu versehen, wodurch Unverständliches (bspw. Gewitter) begreiflich gemacht werden kann (vgl. Granatella, 2015; Zittoun, Glăveanu & Hawlina, 2020, S. 144).

Immanuel Kant läutet mit seiner in der »Kritik der reinen Vernunft« (Kant, 1787) dargelegten, zwischen Apriorismus und Empirismus vermittelnden Grundthese von sinnlicher Wahrnehmung *und* Vernunft als Quellen des Wissens über die Welt und als Basis der Kognition eine (wie er unbescheiden schreibt) »kopernikanische Wende« in der Philosophie ein (Mohr & Willaschek, 1998, S. 17). Auf dieses Fundament stellt er auch seine Überlegungen zur Einbildungskraft, die im Wesentlichen als Schaltstelle zwischen Sinnlichkeit und Verstehen funktioniert und der Repräsentation von nicht-präsenten Objekten dient (vgl. Jørgensen, 2017, S. 26). Zweierlei Hauptspielarten der Imagination werden in Anknüpfung an die Differenzierung zwischen empirischem und transzendentalen Bewusstsein postuliert: zum einen die produktive transzendente Form, bei der die zunächst chaotischen sinnlichen Eindrücke unter Mitwirkung der Vernunft zu neuen Bildern synthetisiert werden und die somit eine Kondition für das Erfahren bildet, zum anderen die reproduktive empirische Form⁴, bei der wahrgenommene Objekte auf Basis einfacher Assoziationen Repräsentationen evozieren (Kant, 1790) (vgl. auch Cornejo, 2017, S. 26ff.; Furlong, 2002, S. 114ff.; Jørgensen, 2017, S. 26). Jene Assoziationen basieren wiederum auf der vorangestellten Integration verschiedener sinnlicher Eindrücke (z.B. bei einem Feuer: Wärme und Helligkeit, »züngelnde« Flammen, zischende, glühende Kohlen usw.) kraft der produktiven Einbildungskraft (Furlong, 2002, S. 116). Diese »Bündel« (»bundles«) könnten mit anderen, die hiermit in raumzeitlichen Relationen stehen, verknüpft werden, im Falle des Feuers bspw. mit dem aus dem Kamin aufsteigenden Rauch (ebd., S. 117).

In der phänomenologischen introspektiven Untersuchung des Imaginären und der Einbildungskraft von Jean-Paul Sartre (1980 [1940]) ist diese stets auf ein Objekt ausgerichtet. Jenseits davon sind die daraus erwachsenden Bilder ein – weder im Bewusstsein noch in der »Seele« existentes – »Nichts« (Warnock, 1980, S. 162). Sartre verwehrt sich einer Degradierung der Imaginationen zu minderwertigen Kopien von im Gedächtnis gespeicherten Eindrücken. Vor der Folie der von Kant postulierten synthetischen Funktion der Einbildungskraft und ihrer Verortung in der Irrealität des »Nichts« ist diese vielmehr ein Instrument, das dem Individuum, enthoben von situationalen Zwängen, Handlungsspielräume eröffnet (vgl. auch Gosetti-Ferencei, 2018). Mary Warnock (2020,

4 Die reproduktive Imagination wurde von Kant dem disziplinären Terrain der Psychologie als empirischer Wissenschaft zugerechnet, die sich s.E. anstatt mit der Metaphysik oder der Erhellung allgemeiner Gesetze vor allem mit der »inneren Erfahrung«, »Gewohnheiten« und dem sozialen Miteinander zu befassen habe (Fahrenberg, 2008, S. 5).

S. XVII) bringt die seinerseits akzentuierte Selbstermächtigungsfunktion folgendermaßen auf den Punkt: »man's freedom to act in the world is a function of his ability to perceive things not only as they are, but as they are not«.

Streifen II: Imagination in frühen Ansätzen der Psychologie und Psychoanalyse

In den Schriften aus der Feder von Sigmund Freud kommt die Fantasie vornehmlich in ihren bewussten Manifestationen beim Tagträumen oder kreativen Schaffen⁵ zum Tragen (vgl. auch Zittoun, 2019a), aber zuweilen auch in vor- oder unbewussten Fantasien (vgl. Isaacs, 1948). Im Anschluss an Melanie Klein begannen Psychoanalytiker*innen später das unbewusst operierende Vermögen »Phantasie« zu nennen, während »Fantasie« genereller für Imagination, auch in ihren bewussten Ausprägungen, gebräuchlich wurde (Zittoun, 2017, S. 142). Gleichwohl mithin widerstreitende Begriffsverwendungen im Freud'schen Werk auftauchen (vgl. Spillius, 2001), gilt darin doch die basale Prämisse, dass sowohl Träume als auch Fantasien unbewussten Wünschen entspringen (Freud, 1908, S. 216): »Unbefriedigte Wünsche sind die Triebkräfte der Phantasien, und jede einzelne Phantasie ist eine Wunscherfüllung, eine Korrektur der unbefriedigenden Wirklichkeit.« Diese Wünsche werden auf Triebe zurückgeführt und in zwei übergeordnete Kategorien eingeordnet, entweder sind sie »erotischer« oder »ehrgeiziger« Natur. Wie aus obigem Zitat hervorgeht, ist demnach, was sich in der Gegenwart nicht umsetzen lässt, in Fantasien kompensatorisch realisierbar. Gemäß Zittoun (2017, S. 141) lässt sich darüber hinaus auch die Freud'sche (1900) Typologie verschiedener Prozesse, mittels derer »latente Inhalte« in Träume umgewandelt werden können, in eine Imaginationskonzeption überführen (Zittoun & Gillespie, 2016, S. 23ff., für eine zusammenfassende Darstellung).

Auch verschiedene Gründerväter der zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstandenen Disziplin der Psychologie, wie Francis Galton, William James und Wilhelm Wundt, versuchten der Imagination »auf den Grund zu gehen«. Einer Untersuchung von Galton werden wir uns im späteren Verlauf im Zusammenhang mit vertiefenden Erörterungen zu »mental imagery« widmen (siehe S. 42ff.).

Wilhelm Wundt, Wegbereiter der Experimental- und zugleich mit der »Völkerpsychologie« auch der Kulturpsychologie (für eine Vertiefung siehe Fahrenberg, 2012; Jüttemann, 2006), befasste sich im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert mit der Fantasietätigkeit. Er fragt nach den Distinktionsmerkmalen der »Phantasie« gegenüber anderen Funktionen des Psychischen, als Optionen diskutiert er die »angebliche[n] Merkmale« der Anschaulichkeit, Produktivität und Spontanität (Wundt, 1900, S. 8ff.). Zu zweitem konstatiert er den Imaginationsvollzügen eine relative (nicht absolute) Produktivität, handele es sich doch um eine Kombination »verschiedener Wahrnehmungsinhalte«, letzten Endes um eine »besondere[], freiere[] Form der Reproduktivität« (ebd.,

5 Mit Kreativität als Ausdruck von Fantasie beschäftigt sich Freud (2006 [1910]) in seiner Abhandlung »Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci«, worin er dessen künstlerische Tätigkeit vorrangig als Sublimierung von Libido beschreibt.

S. 9). Der als Assoziation von Erfahrungselementen⁶ gefasste Imaginationsvollzug lässt laut Vygotskij (Vygotsky, 1987, S. 340f.) bei Wundt kaum Raum für Kreativität, da das Assoziieren dort in wenigen vorbestimmten Bahnen verlaufe. So könnten z.B. semantisch verwandte und gegensätzliche Repräsentationen verbunden werden, nicht aber solche, die nur idiosynkratisch verknüpfbar sind, etwa Gedanken an das Schicksal und an Zahnschmerzen. In dem zuvor schon referenzierten umfangreichen Wundt'schen Spätwerk »Probleme der Völkerpsychologie« werden von ihm verschiedene Bereiche des Kulturellen (darunter Kunst und besonders eingehend Mythen und Religion) adressiert. Darin konzeptualisiert Wundt die Fantasie bzw. die »individuelle Phantasietätigkeit« schöpferisch (was Otto, 1910, S. 259, 261, in seiner Rezeption als Widerspruch zur Wundt'schen Begriffsbildung aufstößt), indem er ihr einen weitreichenden Einfluss zuspricht: Sie sei die »letzte Quelle aller Mythenbildung, aller religiösen Gefühle und Vorstellungen [...]« (Wundt, 1900, S. 3f.) (Allesch, 2006; Eschler, 1971, S. 1258).

Diese breite Konzeptualisierung gilt auch für den Zugang von William James, dessen Hauptwerk »Principles of Psychology« (James, 1890) einen Meilenstein für die Absteckung des wissenschaftlichen Habitats der Psychologie gegenüber der Philosophie markiert. Er argumentiert gegen eine Gleichsetzung von Wahrnehmung und Imagination und bestimmt die produktive im Gegensatz zur reproduktiven Imagination über die Erschaffung des Neuartigen: »when the mental picture are of data freely combined and reproducing no past combination exactly, we have acts of imagination properly so-called« (James, 1890, zit.n. Zittoun & Gillespie, 2016, S. 17f.).

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts nahm sich auch der heutzutage weitestgehend in Vergessenheit geratene französische Psychologe und Pädagoge Théodule Ribot (1921) des Imaginierens an. Er nimmt dabei speziell das kreative oder produktive Moment unter die Lupe, das s.E. auf dissoziativen und assoziativen kombinatorischen Operationen beruht (für einen ersten Überblick siehe Mouchiroud & Lubart, 2019). Engführungen der Erforschung von Kreativität und Imagination auf künstlerische und wissenschaftliche Domänen monierend spannt er einen weiten Bogen über numerische, militärische, utopische hin zu finanziellen Imaginationsformen (Mouchiroud & Lubart, 2019, S. 354, 366ff.). Kontrastierend zum postulierten Facettenreichtum der Manifestationen wird der Begriff dennoch pejorativ als ein dem rationalen Urteilsvermögen unterlegenes, von Instinkten und Emotionen determiniertes »Derivat der Wahrnehmung« ausgelegt (Zittoun & Gillespie, 2016, S. 18, Ü.d.V.).

Von der Schule des methodologischen Behaviorismus – initiiert und geformt durch John Watson, der im Jahr 1913 erstmals den Begriff »Behaviorismus« in den psychologischen Diskurs einbrachte – wird ein Modell der Psyche als »black box« vertreten. Insofern als sich internale Prozesse der objektiven Erforschung entzogen, sollten sich sämt-

6 Wir haben es dabei mit einer Spielart des *Assoziationismus* zu tun. Darunter sind eine vorwiegend von britischen Philosophen, wie Thomas Hobbes und David Hume, im 17. bis 19. Jahrhundert geformte empiristische Denkströmung bzw. die diversen daraus hervorgegangenen Ansätze zu verstehen. Ihr kleinster gemeinsamer Nenner ist die Annahme, dass sich komplexe psychische Funktionseinheiten aus einzelnen (sinnes-)erfahrungsbasierten Elementen zusammensetzen, wobei die Assoziationen bestimmten Regeln folgen. Auch in der Psychologie wurde diese Auffassung zur Zeit der vorletzten Jahrhundertwende popularisiert und verschiedenartig konkretisiert (z.B. als assoziative Lerntheorien bei Pavlov und Thorndike) (vgl. Tonneau, 2012).

liche Bemühungen fortan dem beobachtbaren Verhalten zuwenden. Gemäß Holt (1964, S. 255f., Ü.d.V.) wurde das Imaginäre verbunden mit dem Siegeszug des Behaviorismus insbesondere in den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts weitestgehend aus dem damaligen psychologischen Mainstream »verbannt«.

Im Vorfeld der kognitiven Wende (wozu in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren u.a. Noam Chomsky und Jerome Bruner den Impuls gaben) veröffentlichte Frederick Bartlett einen Essay mit dem Titel »Types of Imagination« (Bartlett, 1928). War er dem Phänomen zuvor bereits experimentell nachgegangen (Bartlett, 1916), gründet sich diese Studie auf Analysen autobiographischer Berichte von Wissenschaftlern und Schriftstellern. Auf dieser Basis nimmt er eine hierarchische Differenzierung dreier Typen der Imagination anhand ihres Reflexivitäts- und Aktivitätsgrads vor. Als fundamentalste Fakultät positioniert Bartlett die »*assimilative Imagination*« (»*assimilative imagination*«) (1.), wobei im Zustand träumerischer Vertiefung, z.B. in eine Lektüre oder Naturszenerie, (unkritische) Assoziationen und Empfindungen evoziert werden. Dem übergeordnet ist die »*kreative Interpretation*« (»*creative interpretation*«) (2.), in der das rezipierte Werk in seiner Gesamtheit sowohl emotionale Resonanz erzeugt als auch aktiv und reflexiv angeeignet wird. Zuoberst steht die komplexeste Tätigkeit der »*konstruktiven Imagination*« (»*constructive imagination*«) (3.), die sich durch eine geringe emotionale Involviertheit sowie die Formulierung und Planung innovativer Vorhaben und die Sammlung des hierfür notwendigen Materials auszeichnet (Bartlett, 1928; vgl. auch Zittoun, 2019b). Wir haben es hier mit einem Imaginationsbegriff zu tun, der sich nicht allein auf Wahrnehmungs- und Erinnerungsprozesse beschränkt, sondern verschiedene Operationen umfasst und in dem das Emotionale (hier die ästhetische Affiziertheit) dem Rationalen (der kritischen Rezeption und dem systematisch-forschenden Vorgehen) untergeordnet wird.

Diskursive Grundmotive

Zur Kondensierung dieses skizzenhaften Ausflugs in die westliche Philosophie- und Psychologiegeschichte der Imagination werde ich mich vierer zentraler Dichotomien bedienen: zwischen reproduktiver und produktiver, rationaler und irrationaler, soziokultureller und individueller, bewusster und unbewusster Imagination (vgl. Zittoun, Glăveanu & Hawlina, 2020).

Von besonderer Wirkmächtigkeit ist sicherlich der Dualismus von reproduktiver und produktiver bzw. kreativer Imagination. Dabei bestand ein seit Aristoteles sowohl in der Philosophie als auch in der Psychologie dominierendes Leitmotiv in der Festschreibung unseres Gegenstands auf repräsentative Operationen und somit auf das reproduktive Moment (Zittoun & Gillespie, 2016, S. 16). Wie wir besonders eindrücklich bei Vico und James gesehen haben, gab es jedoch auch Bestrebungen, die kreative Natur der Imagination hervorzuheben. Im Wesentlichen kreist dieser Diskurs um die Frage, ob die Imagination nun eine »niedere«, allein auf Wahrnehmungs- und Gedächtnisprozessen beruhende »Fakultät für internale Repräsentationen« (Brann, 2016, S. 5, Ü.d.V.) oder aber eine »höhere« mentale Funktion ist (vgl. Zittoun & Gillespie, 2016, S. 16). Von vielen Autor*innen wurde damit verbunden vorwiegend auf den Prüfstand gestellt, inwiefern die Imagination dem rationalen Denken und letztlich dem Erkenntnisgewinn zuträglich ist.

Eine verbreitete Antwort auf diese Frage ist ihre Positionierung als eine zwischen der wahrgenommenen Sinneswelt und dem Verstand vermittelnde Instanz. Allerdings haftet der Imagination in einigen Ansätzen – am prägnantesten sicherlich bei Platon – auch der Verdacht an, sie könne den Menschen durch die Evokation von Trugbildern vom Pfad der Erkenntnis abbringen.

Vico sticht nicht nur durch seine Zeichnung des Imaginierens als »meaning making« heraus, sondern ebenso durch seine Akzentuierung ihrer Kulturalität und Historizität. Davon zeugen zumindest partiell auch die Schriften von Wundt, Freud, Ribot und Bartlett, derweil die Imagination bei Descartes gänzlich dem Individuum zugeschrieben wird (Zittoun, Glăveanu & Hawlina, 2020, S. 144).

Dem Spannungsfeld von bewusster im Gegensatz zu unbewusster Phantasie bzw. Fantasie haben sich primär psychoanalytische Zugänge verschrieben. Im Kontrast zur Freud'schen Perspektive auf Imagination, in der diese von Triebkräften und hieraus erwachsenden Wünschen determiniert wird, steht eine besonders vehement von Sartre vertretene Auffassung, wonach die das Existierende negierende Imagination die Grundkondition menschlicher Autonomie darstellt.

2.1.2 Imagination in der zeitgenössischen psychologischen Forschungslandschaft

Versuch einer Verortung

Zittoun charakterisiert Fantasie und Imagination als »Meerjungfrauen der Psychologie«, an denen Forscher*innen wie »vorsichtige Fischer*innen« vorbeisteuern (Zittoun, 2017, S. 147, Ü.d.V.). Diese Einschätzung erscheint etwas überspitzt, zieht man die psychologische Datenbank PsycINFO heran: In den letzten fünf Jahren tauchte das Wort »imagination« immerhin 491mal in Publikationstiteln auf (Stand: 2.06.2024). Einschränkend ist dennoch zu konstatieren, dass Imagination in der psychologischen »Hauptströmung« deutlich weniger Aufmerksamkeit erfährt als z.B. das verwandte Konzept der Kreativität. Diese Einschätzung gründet sich erneut auf einer PsycINFO-Suche, die für »Kreativität« unter den obigen Kriterien 2581 Resultate ergibt (Stand: 2.06.2024) und wird auch durch eine kontrastierende Analyse von Forgeard und Kaufman (2016) gestützt. Des Weiteren kann Imagination im engeren Sinne bzw. in ihrer expliziten Verhandlung in der Tat nicht zu den kanonischen Schlüsselbegriffen der psychologischen »Hauptströmung« gerechnet werden, sie bekleidet – jenseits dezidierter Forschungsbereiche – vielmehr einen Nebenschauplatz, wie auch Anna Abraham (2016, S. 4198) postuliert. Dies zeigt sich u.a. in der marginalen Positionierung oder Ausklammerung in sämtlichen von mir gesichteten Übersichts- und Lehrwerken (u. a. Beyer & Gerlach, 2018; Greve & Thomsen, 2019; Kessler & Fritsche, 2018; Müsseler & Rieger, 2017; Sternberg & Funke, 2019; Wentura & Frings, 2013). Zur Explikation lassen sich folgende Hypothesen in Erwägung ziehen: Zunächst ist zu bedenken, dass das Nachsinnen über Imagination in einer weit zurückreichenden philosophischen Tradition steht, sodass eine Auseinandersetzung damit dem vorherrschenden Selbstverständnis einer endgültig von der Philosophie abgelösten Psychologie zuwiderlaufen mag. Abraham (2016, S. 4197f.) erklärt sich

dies weiterhin mit dem Umstand, dass sich Imagination – verstanden als Beschäftigung mit dem Nicht-Präsenten – einer einfachen Subsumierung unter das vorherrschende »S-O-R«- bzw. »Stimuli-Organismus-Reaktionen«-Modell entzieht. Eine Operationalisierung des abstrakten, vielschichtigen und diffusen Begriffs der Imagination scheint zudem auf den ersten Blick schwer zu bewerkstelligen (siehe aber Zabelina & Condon, 2020), weshalb im »Mainstream« unübliche qualitative methodische Zugänge womöglich näher liegen. Tatsächlich zeigt sich, dass die Bemühungen in der hier anvisierten Publikationsstichprobe auf PsycINFO des Öfteren den sog. »sinnverstehenden« Psychologien entstammen (vgl. z.B. Jovchelovitch, Dedios Sanguinetti, Nogueira et al., 2020; Sales, Vianna, Fontes et al., 2020; Veale & Andres, 2020).

In welchen psychologischen Teildisziplinen und Feldern wird Imagination nun schwerpunktmäßig beforscht (ohne Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu können)? Zuvorderst ist hier das Gebiet der *Neuropsychologie* bzw. *neurowissenschaftlich ausgerichteten Kognitionspsychologie* zu nennen (vgl. z.B. Markman, Klein & Suhr, 2009; Raffaelli, Wilcox & Andrews-Hanna, 2020). Unter dem Brennglas dieser Forschungsrichtung liegen diverse mentale Aktivitäten, etwa die kontrafaktische (Byrne, 2007), vergangenheits- und zukunftsgerichtete (Epstude & Peetz, 2012) Imagination, die i.d.R. dekontextualisierend als individualpsychologische Phänomene verhandelt werden (Zittoun & Gillespie, 2016, S. 18). Von Interesse ist hier auch das Beziehungsgeflecht der Operationen sowie die Prozessierung von sinnesbezogenen Repräsentationen im Gehirn, was mitunter dem Begriff »mental imagery« (siehe S. 42ff.) zugerechnet wird (hierunter fällt z.B. das Studium der mentalen Rotation). In der Kognitions- und differentiellen Psychologie wird Imagination zudem zuweilen in einem Atemzug mit Kreativität besprochen (siehe S. 38ff.).

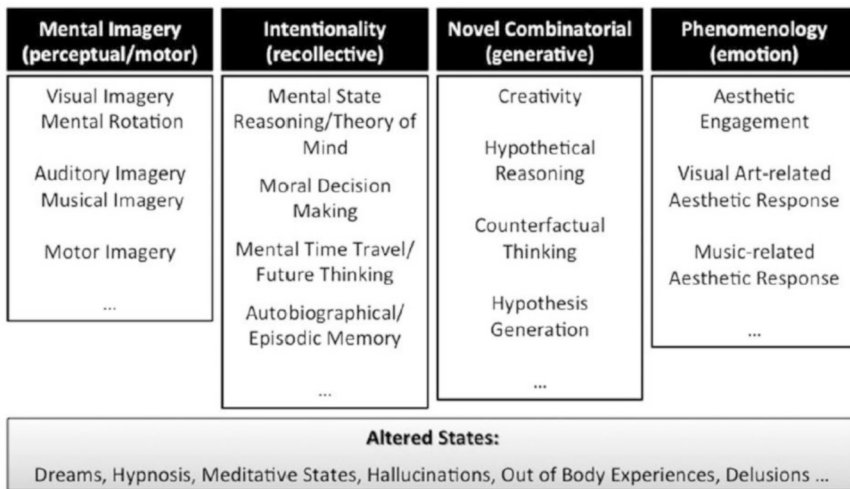
Verhältnismäßig viel Beachtung kommt der Imagination aus einer *entwicklungspsychologischen Perspektive* mit Fokus auf der kindlichen Ontogenese zu (vgl. Taylor, 2013). Ideengeschichtlich verbindet sich dieser Forschungsstrang u.a. mit den Beiträgen von Lev Vygotskij (siehe S. 44ff.), Jean Piaget (Piaget & Inhelder, 1993 [1966]; Piaget, 2009 [1945]) (für eine Kontrastierung ihrer Ansätze siehe Archambault & Venet, 2007; Göncü & Gaskins, 2011) sowie Sigmund Freud (1908; 2006 [1910]). In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren besonders die Untersuchungen von Jerome und Dorothy Singer (Singer, 1975, 1976; Singer & Singer, 1990) wegweisend. Zu den an der Schnittstelle zur Imaginationsentwicklung adressierten Gesichtspunkten gehören »pretend play« (Harris, 2000), Geschichtenerzählen (Engel, 2013), imaginäre Freund*innen (Taylor, 2010) und Identitätsbildung (Moore & Barresi, 2013) (für einen Überblick vgl. auch Harris, 2000). Im Anschluss daran wurden Überlegungen in Hinblick auf die Positionierung der Imagination im Rahmen einer Psychologie der Bildung und Erziehung angestellt (Akkerman, 2017; Lillard, 2013). Für diesen Bereich konstatiert Akkerman (2017, S. 211, Ü.d.V.) eine bisher ungenügende Adressierung: Vornehmlich werde Imagination am Rande als Voraussetzung für das »Lernziel« der Kreativität abgehandelt.

Praxisorientiert wird Imagination in der *klinischen Psychologie* beforscht: Zu den Anwendungskontexten gehören sowohl die kognitive Verhaltenstherapie, in der imaginative Verfahren zum Einsatz kommen (vgl. Kirn, Echelmeyer & Engberding, 2015), als auch die tiefenpsychologische Psychotherapie, in deren Rahmen bspw. in der katathym ima-

ginativen Richtung vor allem mit Tagträumen gearbeitet wird (vgl. Ullmann, Freyberger, Rosner et al., 2016).

Wie bereits an der Aufzählung der Forschungsgebiete deutlich geworden sein mag, ist ein adäquates Verständnis von Imagination allein unter Berücksichtigung ihres Facettenreichtums zu erlangen: Das Vermögen gleicht einem »Fächer« an variabel konstituierten und situierten Imaginationsformen (vgl. Gosetti-Ferencei, 2018). An eine Kategorisierung imaginativer Phänomene hat sich die Neurowissenschaftlerin und Psychologin Anna Abraham herangewagt. Sie weist die zugehörigen Prozesse und Funktionen dabei vier Säulen und den »veränderten Zuständen« (»altered states«) zu (siehe die untenstehende Abbildung). Ihre Unterteilung beruht dabei auf neuropsychologischen Befunden. Ebendiese Perspektive dominiert im Übrigen zunehmend Kognitionsdiskurse und auch die Imaginationserforschung in der Hauptstoßrichtung der zeitgenössischen Psychologie.⁷

Abbildung 1: Neurowissenschaftlich fundiertes Säulenmodell imaginativer Operationen



Quelle: Abraham (2016, S. 420f)

Nun zu Abrahams Typologie: Die erste Säule »mental imagery« (vgl. Pearson, 2020) erfährt der Autorin zufolge in der psychologisch-neurowissenschaftlichen Forschung besondere Aufmerksamkeit. In der zweiten Säule »Intentionalität« (»intentionality«) finden sich verschiedenartige mentale Vorgänge, denen das Spezifikum des absichtsvollen Rückgriffs auf Wissensbestände zugeschrieben wird. Die Autorin verweist hier

7 Für eine kritische Rezeption siehe die Streitschrift »Kritik der Neuropsychologie« von Werbik und Benetka (2016), in der die Autoren vor einer »Infiltration« der Psychologie durch die Neurowissenschaften warnen. Anstoß nehmen sie u.a. an den ihrer Einschätzung nach unzulänglichen methodischen Instrumenten dieser Forschungsrichtung und der hierin bisweilen propagierten Verabschiedung der menschlichen Willensfreiheit als »Illusion«.

auf ein breites Spektrum von Forschungsbereichen einschließlich der »theory of mind«, moralischen Kognition (vgl. Ganis, 2020; Glăveanu, de Saint-Laurent & Literat, 2018) und der Zukunftsimagination. Der kombinatorischen Aktivität des Hervorbringens vom Neuartigen gilt Abrahams Augenmerk in der dritten Säule. Das kontrafaktische Denken bzw. die Erwägung von Alternativen (»was wäre, wenn«), welches sie hierunter kategorisiert, wurde z.B. von Rachel Byrne (2007) in »The Rational Imagination« zum Schlüsselphänomen der Imagination schlechthin als einer der Rationalität verpflichteten Denkform deklariert. Die vierte Säule »Phänomenologie« (»phenomenology«) zielt auf die ästhetische Rezeption (vgl. Vartanian, 2020), wobei insbesondere mit Körperwahrnehmungen, emotionalen Zuständen und Belohnungen assoziierte Gehirnareale aktiv seien (Abraham, 2016, S. 4206). Des Weiteren inkludiert Abraham in ihre Taxonomie auch »veränderte« Bewusstseinszustände (»altered states«) wie das Träumen oder Tagträumen (vgl. Windt, 2020) und Halluzinieren (vgl. Collerton, Perry & Bowman, 2020).

Aus konzeptuellen, nicht neurowissenschaftlich fundierten Überlegungen heraus kommt man nicht umhin, die mangelnde Trennschärfe vor allem zwischen der zweiten und dritten Säule zu bemerken: Sind nicht Vorgänge aus der zweiten Säule ebenfalls als kreativ anzusehen? Und ist nicht auch kreatives Handeln zuweilen intentional und erfolgt unter Rückgriff auf Gedächtnisinhalte deklarativer und prozeduraler Art? Gewiss ist einerseits die Plausibilität dieser Taxonomie und andererseits die Subsumierung dieser mannigfaltigen Phänomene unter den Begriff der Imagination durchaus diskussionswürdig. Mein bescheidenes Ansinnen war es an dieser Stelle primär, die Bandbreite dessen zu demonstrieren, was unter Imagination bisweilen gefasst wird.

Auf zweierlei »Brennpunkte« in der Forschungslandschaft möchte ich nun mein Augenmerk richten: Kreativität als angrenzenden Bereich sowie mental imagery als Facette der Imagination.

Brennpunkte in der Forschungslandschaft: Kreativität und Mental Imagery

Kreativitätsbegriffe und -forschung

Die Ideengeschichte wissenschaftlicher Kreativitätsverständnisse lässt sich anhand zweier Paradigmenwechsel konturieren (Glăveanu, 2010b, S. 148). Ausgangspunkt ist hierbei das »Er-Paradigma« (»He-paradigm«), Ausdruck der Faszination für die (nicht nur in der Epoche der Romantik) glorifizierte Figur des einsamen, nach vorherrschenden Vorstellungen männlichen »Genies«, das nicht selten gegen die Schranken eines restriktiven Sozialgefüges aufbegehrt.⁸ In den 1950er Jahren etablierte sich dann das »Ich-Paradigma« (»I-paradigm«). Dem inhärent ist eine »Demokratisierung« (»democratization«) (Bilton, 2007, zit.n. Glăveanu, 2010b, S. 149) bzw. eine Erweiterung

8 Allerdings rekonstruiert Reckwitz (2012, S. 203ff.) im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert einen gegenläufigen pathologisierenden Diskurs der »Psychiatisierung des Genies« (ebd., S. 204), das für seine Begabung mit psychischen Beschwerden »bezahlen« müsse. Das u.a. von Lombroso im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert formulierte Postulat einer genetischen bedingten Korrelation von »Genie« und »Wahnsinn« wurde mittlerweile durch diverse empirische Studien zurückgewiesen (Groeben, 2013, S. 139).

dessen, was und wer als kreativ gelten darf, um das Alltägliche, scheinbar Profane und »gewöhnliche«, nicht-genialische Akteur*innen. Dabei wurde das kreative Individuum als abgeschlossene Entität aufgefasst, was im Widerstreit zu dem heutzutage zunehmend an Gelände gewinnenden »Wir-Paradigma« (»We-paradigm«), der Einsicht in die soziokulturelle Eingebettetheit kreativer Leistungen, steht (ebd. u.a. S. 148).⁹ In diesem Sinne schrieb schon Vygotskij (1971, S. 249): »Art is the social within us, and even if its action is performed by a single individual, it does not mean that its essence is individual.«

Joy Paul Guilford, Gallionsfigur¹⁰ der psychologischen Kreativitätsforschung, wird das Verdienst der Grundsteinlegung für das sog. »Ich-Paradigma« zugesprochen, wobei die Ausklammerung der Sozialität unverändert fortgesetzt wird (Glăveanu, 2010b, S. 149). Seine Pionierarbeit und die Positionierung der zuvor randständigen Kreativitätsforschung als Dreh- und Angelpunkt seiner Präsidentschaft bei der American Psychological Association ab 1949 inspirieren in den darauffolgenden Jahrzehnten zahlreiche Studien. Guilford erteilt zunächst der herkömmlichen einfachen Gleichsetzung von Intelligenz und Kreativität eine Absage.¹¹ Im Modell der 120 Intelligenzfaktoren schlägt er stattdessen u.a. eine *Differenzierung zwischen dem konvergenten und dem divergenten Denkstil* vor (vgl. Groeben, 2013, S. 132). Für Probleme, die lediglich eine Lösung haben, werde konvergentes Denken benötigt, derweil lösungsoffene Probleme mit einer Vielzahl an Optionen divergentes Denken erforderten. Zum kreativen Handeln bedürfe es vornehmlich, jedoch nicht ausschließlich, divergenten Denkens. Dieses wird durch vier Faktoren operationalisiert: die »Flüssigkeit«, also die Zahl an entwickelten kreativen Ideen in einem festgelegten Zeitraum, die Flexibilität, d.h. die Lösungen entstammen verschiedenen (thematischen) Kategorien, die Originalität der Lösungen und die grundsätzliche Befähigung, Lösungsideen herauszubilden (vgl. Glăveanu, Karkwowski, Jankowska et al., 2017, S. 65). An dieser Operationalisierung orientiert sich im Übrigen auch der »Torrance-Test«¹² (Torrance, 1974), welcher trotz erheblicher Zweifel an der Validität für das Kreativitätskonstrukt (z.B. Baer, 2011) nach wie vor zu den weitverbreiteten Instrumenten in Kreativitätsuntersuchungen zählt. In zeitgenössischen Zugängen beleuchtet man das Kreativitätskonstrukt i.d.R. holistisch aus einer Produkt-, Prozess- und Persön-

-
- 9 Insofern mag es nicht übermäßig erstaunen, dass sich dieses Forschungsparadigma durch eine enge Kooperation von Autor*innen des psychologischen »Mainstreams« und solchen, die sich der Kulturpsychologie verpflichtet sehen, allen voran Vlad Glăveanu, auszeichnet (siehe z.B. den Sammelband von Kaufman, Baer & Glăveanu, 2017).
 - 10 Eine kritische Beleuchtung der gängigen Positionierung von Guilford als Gründervater und eine Rekonstruktion der begrifflich-theoretischen Entwürfe jener im Wissenschaftsdiskurs »untergegangener« Wegbereiter*innen der psychologischen Kreativitätsforschung findet sich in dem von Glăveanu (2019) herausgegebenen »The Creativity Reader«.
 - 11 Den Anstoß hierzu gab die Problematik, dass die in den USA für den Zweiten Weltkrieg rekrutierten, in Intelligenztests überdurchschnittlich abschneidenden Piloten in manchen Fällen nicht in der Lage waren, in neuartigen Situationen von ungeeigneten Routinen abzuweichen (Csikszentmihalyi, 2014c, S. XVIII).
 - 12 Dazu sollen sich die Proband*innen z.B. verschiedene Verwendungsarten für einen Ziegelstein ausdenken, die sodann unter Berücksichtigung der oben genannten Faktoren ausgewertet werden (zu den Hürden der Messung von Kreativität siehe auch Groeben, 2013, S. 244ff.).

lichkeitsperspektive sowie in seiner soziokulturellen Einbettung (für einen umfassenden Überblick siehe Groeben, 2013).

Aus einer *Prozessperspektive* heraus wird vielerorts auf ein Modell nach Henri Poincaré (1913) rekurriert, wonach sich das als Problemlöseprozess verstandene kreative Handeln in vier Stadien entfaltet: Präparation, Inkubation (d.h. die Suche nach Lösungen), Inspiration (mitunter einhergehend mit einem »Heureka«-Moment und intensiven Glücksgefühlen) und Elaboration (Csikszentmihalyi & Sawyer, 2014, S. 75, 80ff.; Groeben, 2013, S. 76ff.). Zur Beschreibung speziell jener Kreativitätsprozesse, die als besonders glückbringend empfunden werden, kann das »Flow«-Konzept (Csikszentmihalyi, 2014b) fruchtbar gemacht werden, das verschiedene Fusionen, z.B. des »Ichs mit der Problemstellung«, einschließt (vgl. Groeben, 2013, S. 247).

Mit Blick auf das *Produkt* ist die Annahme weitestgehend Konsens, dass sich das Kreative durch dessen Neuheit definieren lässt (vgl. Lubart & Thornhill-Miller, 2019, S. 291). Doch worin genau soll diese Neuheit bestehen? Groeben (2013, S. 24ff.) beurteilt eine Deutung von Neuheit in einem absoluten Sinne als überholt und idealistisch. Gleichsam sei auch eine Bestimmung über die »historische Neuheit« oder das zu einem Zeitpunkt erstmalige Erscheinen allzu limitierend. Stattdessen weist er die »individuell-subjektive Neuheit« (ebd., S. 26) als sinnvolles Kriterium aus, das die Frage umkreist, ob das Produkt dem oder der schöpferisch Tätigen vor der Folie seiner oder ihrer Vorkenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten neuartig erscheint. Auf soziale Bewertungen der Neuheit, Brauchbarkeit und des Werts kreativer Objektivationen zielt dagegen das Kriterium der Anerkennung. Nach Mihail Csikszentmihalyi (2014c) lässt sich je nach Anerkennung eines Werks in der Domäne der Expertise und im Feld eine Klassifikation als alltägliche »small c«- oder herausragende »big C«-Kreativität vornehmen.¹³ Der Umstand, dass demgemäß etwa Vincent van Gogh, dem eine Würdigung seines Werks zu Lebzeiten bekanntlich versagt blieb, erst nach seinem Tod Kreativität bescheinigt werden kann, tut dem Anerkennungskriterium gemäß Csikszentmihalyi (2014a, S. 109f.) keinen Abbruch. Eben daran nimmt Groeben (2013, S. 56ff.) Anstoß. Beizupflichten ist ihm m.E. auch in seiner Kritik daran, dass in Csikszentmihalyis systemtheoretischen Modell das »Er«- oder »Genie«-Paradigma gewissermaßen durch die Hintertür hereingelassen wird: Von einer Domäne oder einem Feld auszugehen, impliziert eine Absage an die konzeptuelle Integration alltäglicher Kreativitätsakte. Groebens Auffassung nach ist es stattdessen sinnig, die Diagnose »*persönlich-psychologischer*« und »*kulturell-historisch bedeutsamer*« Kreativität auseinanderzuhalten (ebd., S. 59). Doch kann das Anerkennungskriterium auch weniger exklusiv und dennoch auf sozialen Bewertungen basierend formuliert werden – in einer solchen Form ist es etwa Bestandteil der Kreativitätsdefinition von Glăveanu (2010a, S. 87, H.d.V.):

[...] a complex socio-cultural-psychological process that, through working with »culturally impregnated« materials within an intersubjective space, leads to the generation

13 Dem systemtheoretischen Modell nach Csikszentmihalyi (2014a) zufolge ist Kreativität an drei Orten anzusiedeln: Neben dem kreativschaffenden Individuum selbst ist dies die jeweilige kulturelle oder wissenschaftliche Domäne und das Feld, also die sozialen Institutionen, in deren Kanon das Werk eingehen kann.

of artefacts that are evaluated as new and significant by *one or more persons or communities* at a given time.

Jenseits der Forschung zu *kreativitätsbegünstigenden Eigenschaften auf Individuumsebene*, etwa kognitiver Flexibilität und überdurchschnittlich ausgeprägten Fähigkeiten im divergenten und konvergenten Denken, wird auch die Kollaboration beim Kreieren und die Bedeutung verschiedener ermöglichender oder restriktiver Sozialisationskontexte einbezogen (vgl. Groeben, 2013; Lubart & Thornhill-Miller, 2019). *Kreativität in Sozialgefügen* kann weiterhin in ihrem Wesen und ihrer Wirkung als »Dispositiv« zum Gegenstand von Analysen werden. Dieses, so erörtert Andreas Reckwitz (2012), setzt sich aus verflochtenen Wissensordnungen (u.a. psychologischen Diskursen) zusammen und bringt eine »Dopplung von Kreativitätswunsch und Kreativitätsimperativ« hervor (ebd., S. 10): »Man *will* kreativ sein und man *soll* es sein« (ebd., H.i.O.). Folgt man Bröckling (2016), so ist das Konzept der Kreativität ein elementarer Bestandteil des »unternehmerischen Selbst«, eines von ihm diagnostizierten gesellschaftlichen Idealbilds, vor dessen Folie besehen es wenig erstaunt, dass die Begriffe »Innovation« (»innovation«) und »Produktivität« (»productivity«) das Sprechen über Kreativität oftmals flankieren (Zittoun & Gillespie, 2016, S. 22).

Wir wollen nun dazu überleiten, die verschwisterten, mitunter gleichgesetzten (vgl. Vygotsky, 2004) Begriffe Imagination und Kreativität auseinanderzuidividieren. Dazu könnte zunächst argumentiert werden, dass das definitorisch i.d.R. auf soziale Anerkennung abstellende und als Dispositiv wirksame Kreativitätskonzept deutlicher durch seine Einbettung in soziokulturelle, politisch-ökonomische Kontexte gekennzeichnet ist (Glăveanu, Karkwowski, Jankowska et al., 2017, S. 66). Von einem kulturpsychologischen Standpunkt aus betrachtet soll dies jedoch keineswegs die inhärente Sozialität und Kulturalität der Imagination in Abrede stellen. Gewiss sind auch Imaginationen soziokulturelle Handlungen, die auf individuellen Aneignungen von Elementen aus »konjunktiven Erfahrungsräumen« (Mannheim, 1980, S. 230f.) basieren. Obgleich wir es also mit fließenden konzeptuellen Übergängen zu tun haben, ist akzentuierend festzuhalten, dass Kreativität als Konzept vergleichsweise stärker normativ besetzt ist (Zittoun & Gillespie, 2016, S. 23). Was sich als »kreativ« qualifizieren kann, ist im Gros der Definitionen abhängig von bestimmten soziokulturellen Maßstäben, während es zur Qualifizierung als »imaginativ« nicht solcher Bewertungen bedarf, diese also kein notwendiges Kriterium darstellen. Als weitere mögliche Trennlinie kann in Erwägung gezogen werden, dass semantisch und etymologisch betrachtet bei »Kreativität« in Relation zu der den Prozess- und Erfahrungscharakter forcierenden »Imagination« das Moment der Materialisierung betont wird (Glăveanu, Karkwowski, Jankowska et al., 2017, S. 62; Glăveanu, 2018a). Von einem solchen Verständnis ausgehend, wäre es naheliegend, Imaginationsprozesse als Baustein der Kreativität anzusehen (siehe Vygotsky, 2004, S. 9f.). Jedoch ist diskussionswürdig, ob hier von einer scharfen Distinktion oder nicht vielmehr von einer Akzentuierung gesprochen werden kann. Schließlich stellt sich die Frage, ob nicht auch innere Bilder und Ideen, die aus imaginativen Prozessen hervorgehen, bereits als Zeugnisse von Kreativität aufzufassen sind (Glăveanu, Karkwowski, Jankowska et al., 2017, S. 66). Vor dem Hintergrund dieser konzeptuellen Verbundenheit, die trotz der divergierenden Akzentsetzungen zu konstatieren ist, sprechen Vygotskij (2004) und Glăveanu, Karkow-

ski, Jankowska et al. (2017) auch mithin von »kreativer Imagination« (bzw. »creative imagination«).

Mental Imagery

Dem sinnesbezogenen Vorstellungsvermögen wird, wie Abraham (2016, S. 4200) hervorhebt, gerade in der Neuropsychologie erhebliche Aufmerksamkeit zuteil (z.B. Berger, 2020; Pearson, 2020; Stokes, Thompson, Cusack et al., 2009). Dessen Forcierung nimmt ihren Ausgang in einer alten, immer wieder aufs Neue aktualisierten philosophischen Tradition: Schon Plato und Aristoteles thematisierten das »Auge der Seele« (Gosetti-Ferencei, 2018, S. 186), nicht zuletzt galt das Visualisieren in der Antike als bedeutende Mnemotechnik. Nach heutigem Verständnis lässt sich mental imagery nicht festschreiben auf Bilder und bildhafte Episoden, vielmehr sind auch mentale Vorstellungen anderer Sinnesmodalitäten inbegriffen (sei es die kinästhetisch-motorische Imagination eines Falls oder die akustische Repräsentation eines Musikstücks) (vgl. Abraham, 2016, S. 4200f.). Die Wurzeln ihrer Erforschung in der Psychologie reichen zurück zu Francis Galton. Irritiert von dem Umstand, dass einige seiner Wissenschaftskollegen angaben, nicht in mentalen Bildern zu denken, ging er im Jahr 1880 in einer ersten dokumentierten psychologischen Untersuchung dem Phänomen der »visual imagery« nach. Mittels eines dafür konzipierten Fragebogens erfasste er vorwiegend, mit welcher Lebendigkeit die Forschungsteilnehmer (hundert Männer [darunter 19 Wissenschaftler] sowie 172 Jungen) sich ihren Frühstückstisch mental ausmalen (Galton, 1880).¹⁴ Es bestätigte sich die – in aktuellen Studien nicht haltbare (Karkowski & Jankowska, 2019) – Hypothese, dass die Visualisierungsfertigkeit von Wissenschaftlern im Vergleich zu Nicht-Wissenschaftlern defizitär ist, was Galton (1880, S. 304) sich aus der bei ihnen vermuteten Dominanz des Abstraktionsvermögens herleitet. In der Untersuchung ergaben sich des Weiteren signifikante Gruppenunterschiede bezüglich der Intensität der Farbwahrnehmung zugunsten der Vorstellungskraft der Jungen. Obwohl an dieser Stelle weiterhin bereits von der Abwesenheit bildhafter Vorstellungen berichtet wurde, gibt es erstaunlicherweise erst seit dem Jahr 2015 eine wissenschaftliche Bezeichnung dieses Phänomens: »Aphantasie« (Pearson, 2020).

Daneben nehmen sich – auf Galtons frühe Studie referierend – mit William James und Gustav Fechner zwei weitere prominente Gestalten der sich formierenden Psychologie der mental imagery an, nicht zuletzt zum Zwecke der Erhellung der in der Philosophie seit der Antike geführten Debatte zur Unterscheidung von *Wahrnehmung und Imagination* (vgl. Abraham, 2016, S. 4200). Aus den Neurowissenschaften gibt es heute Evidenzen dafür, dass die Grenzen zwischen Wahrnehmung und Imagination – ebenso wie zwischen Gedächtnisfunktionen und Imagination (Schacter & Addis, 2007) – fließend

14 Karkowski und Jankowska (2019, S. 106) hinterfragen, inwieweit hier die Vorstellung mentaler Bilder oder nicht vielmehr primär die Merkfähigkeit erfasst wird, geht es doch um die Vergegenwärtigung des konkreten eigenen anstatt der Visualisierung eines beliebigen Frühstückstischs. Gleichwohl geben die Autor*innen zu bedenken, dass Gedächtnisfunktionen unumgänglicher Bestandteil jeder Imaginationstätigkeit seien, wenngleich man sich ihrer in variierendem Ausmaß bediene (wie auch umgekehrt Imaginationstätigkeiten oftmals unumgänglicher Bestandteil mnestischer Prozesse sind).

sind. So werden bestimmte mit der Verarbeitung visueller Informationen korrelierte Gehirnareale sowohl bei der Betrachtung als auch bei der Vorstellung einzelner Buchstaben aktiviert (vgl. Stokes, Thompson, Cusack et al., 2009). Analoges gilt für auditorische und motorische Vorstellungen (Abraham, 2016, S. 4200f.). Eine weitere Kontroverse rankt sich um die Frage, ob Imaginationen nun *sprachlicher oder rein bildlicher Natur* sind. Gilbert Ryle war vor allem in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein radikaler und wirkmächtiger Verfechter der These vom genuin propositionalen Wesen der Imagination (für die Bilder also verzichtbar seien) (Gosetti-Ferencei, 2018, S. 191f.). Aus Sicht von Pearson und Kosslyn (2015) kann die Diskussion um die Art und Weise, wie Menschen intra-psychologisch Informationen repräsentieren bzw. die seit den 1970er Jahren in der Psychologie schwelende »image debate« beigelegt werden. Diese Einschätzung treffen sie vor dem Horizont der i.E. hinreichend durch bildgebende Studien fundierten Existenz mindestens zweier Repräsentationsweisen, der propositionalen *und* der bildlichen (vgl. auch Andrews-Hanna & Grilli, 2021).

Abschließend möchte ich bereits an dieser Stelle für ein heterogenes Modell plädieren, in dem u. a. die verschiedenen Modi der sinnlich und der sprachlich verfassten Imagination koexistieren und interagieren (vgl. Gosetti-Ferencei, 2018). Vorweggreifend sei zudem angemerkt, dass das Imaginieren auch in den beiden im nächsten Abschnitt dargestellten Theorien nicht allein im Ikonischen aufgeht.

Thesen zur Thematisierung der Imagination in der Psychologie

Resümierend sollen dreierlei zusammenfassende Beobachtungen zur Thematisierung der Imagination in der »Hauptströmung« der psychologischen Forschungslandschaft umrissen werden. Noch einmal ist *erstens* hervorzuheben, dass diese nur ansatzweise als zentrale psychische Fakultät diskutiert und beforscht wird und dass die entsprechenden Beiträge i.d.R. soziokulturelle Kontexte ausblenden. Auf Verdichtungen der (insgesamt eher spärlichen) Beschäftigung mit Imagination stößt man in verschiedenen Forschungsfeldern und psychologischen Teildisziplinen (was nicht zuletzt den Facettenreichtum des Vermögens reflektiert): Dazu zählen die Neuropsychologie bzw. die neurowissenschaftliche Kognitionspsychologie (mit Untersuchungen zu mental imagery-Phänomenen und zum »mentalen Zeitreisen«), die Entwicklungspsychologie und Klinische Psychologie bzw. Psychotherapieforschung sowie die vor allem in der differentiellen Psychologie anzusiedelnde Kreativitätsforschung.

Imagination ist *zweitens* nicht als abgeschlossene Fakultät zu beleuchten, es gilt vielmehr zu ergründen, wie diese zu relationieren ist mit grundlegenden psychischen Funktionsbereichen wie Wahrnehmung, Gedächtnis, rationales Denken und semiotischer Kapazität bzw. »meaning making«. Für ein umfassendes Verständnis von Imagination ist also zum einen ein komplexes Modell der Psyche und zum anderen ihre Verortung darin vonnöten, ein Unternehmen, das Jaan Valsiner (2017, S. 58) als »devilishly difficult« ausweist. Auch in meiner Arbeit kann dieses voraussetzungsreiche Desiderat nicht eingelöst werden.

Drittens sind auf dem vorliegenden Terrain die disziplinären Grenzen, vor allem zwischen Philosophie und Psychologie, schwer abzustecken. Um nur wenige wissenschaftshistorische Exempel disziplinärer Verquickungen zu nennen: Sartre ordnete seinen Ent-

wurf in die Psychologie ein, auch Kant deklarierte bereits gewisse (allerdings eng umgrenzte) Bereiche seiner Theorie als »psychologisch« und die Pioniere der Psychologie gründeten ihre Überlegungen oftmals explizit auf philosophischen Reflexionen. Normativ gesprochen tut eine solche interdisziplinäre Betrachtung, der die heutige Psychologie größtenteils abgeschworen hat, (nicht nur, aber auch) in Hinblick auf den vorliegenden Gegenstand nach wie vor Not (vgl. z.B. Gosetti-Ferencei, 2018).

2.1.3 Ausgewählte Imaginationstheorien

Imagination in der Kultur- und kulturhistorischen Psychologie

Auf dem (heterogenen) Terrain der Kulturpsychologien sind gerade im letzten Jahrzehnt zahlreiche Beiträge erschienen, die um den faszinierenden und schillernden Gegenstand der Imagination kreisen, insbesondere im Dunstkreis der englischsprachigen Kulturpsychologie ist dieser *en vogue*. Es finden sich in der einschlägigen Literatur globale theoretisch-begriffliche (Glăveanu, Karkwowski, Jankowska et al., 2017; Pelaprat & Cole, 2011; Tateo, 2020; Zittoun & Gillespie, 2016) und bereichsspezifische theoretisch-begriffliche und empirische Bemühungen – etwa zur politischen Imagination (Glăveanu, de Saint-Laurent & Literat, 2018) oder zur Imagination kollektiver Zukünfte (de Saint-Laurent, Obradović & Carriere, 2018a) – sowie entwicklungspsychologische Arbeiten (Jovchelovitch, Priego-Hernandez & Glăveanu, 2017; Zittoun & Gillespie, 2016) und ideengeschichtliche Rekonstruktionen (Cornejo, 2017; Tateo, 2015a; Zittoun, 2015).

Nach einer Einrahmung in die kursorisch nachgezeichnete Programmatik der von ihm mitbegründeten kulturhistorischen Psychologie (Kölbl, 2020, 2024; van der Veer & Valsiner, 1991) soll zunächst erörtert werden, wie Vygotskij das Imaginationsvermögen aufschlüsselt. Hierbei spielen ontogenetische Überlegungen und die damit einhergehende Herausarbeitung seiner Konstituenten eine Schlüsselrolle. Darauf aufbauend werde ich auf die Imaginationstheorie von Zittoun und Gillespie zu sprechen kommen, die maßgeblich durch Vygotskijs Ideen inspiriert wurde.

Lev S. Vygotskij: Die kreative Imagination als »höhere« psychische Funktion

Programmatik der kulturhistorischen Psychologie

Lev S. Vygotskij, im Jahr 1896 geboren, wuchs in der Stadt Gomel auf dem Gebiet des heutigen Weißrusslands auf. Sein kurzes Leben (er erliegt mit 38 Jahren einer chronischen Tuberkuloseerkrankung) erstreckte sich über eine Zeitspanne, in deren Verlauf sich im Jahr 1917 die historische Zäsur der Oktoberrevolution und ab 1927 die Errichtung des Stalinismus zutragen. In der noch jungen Sowjetunion beginnt Vygotskij 1924 ein Arbeitsverhältnis am Institut für Psychologie der Staatlichen Moskauer Universität unter der Leitung von Konstantin N. Kornilov, der im Vorjahr zum Direktor erklärt worden war und bis 1930 im Amt blieb (für eine ausführliche Kontextualisierung vgl. Kölbl, 2024).

Die hier ihren Anfang nehmende Zusammenarbeit der »Troika«^{15,16}, welche sich aus Vygotskij, Aleksandr R. Lurija und Aleksej N. Leont'ev zusammensetzt, bildet die Wiege des ambitionierten Projektes der kulturhistorischen Psychologie.¹⁷ Ein Meilenstein markiert dabei das Vygotskij'sche Postulat einer Krise der Psychologie (Vygotsky, 1997), wie er es 1926 in einem erst 1982 publizierten Essay zum Ausdruck bringt (van der Veer & Valsiner, 1991, S. 142). Seine Einschätzung entzündet sich an der wahrgenommenen Gespaltenheit der psychologischen Disziplin in eine »materialistische«, »erklärende« naturwissenschaftliche Psychologie auf der einen und eine »idealistische«, »verstehende« geisteswissenschaftliche Psychologie auf der anderen Seite (vgl. Kölbl, 2024, S. 44ff.; Vygotsky, 1997). Verwandte Diagnosen waren der Psychologie zu diesem Zeitpunkt bereits mehrfach bescheinigt worden, fast zeitgleich z.B. von Karl Bühler (1927), und auch heute wird die Krisenhaftigkeit angesichts inkommensurabler Zugänge in der Psychologie noch in Anschlag gebracht (für eine positive Umdeutung siehe Zittoun, Gillespie & Cornish, 2009). Vygotskij und seine Mitstreiter*innen hegten zur Bewältigung der Krise die Vision, die fragmentierten Zugänge im Rahmen einer ganzheitlichen, erklärenden wie beschreibenden, sich dem Mentalen, Verhalten *und* Unbewussten und auch praktischen Belangen zuwendenden »*allgemeinen Psychologie*« zu integrieren. Statt »idealistisch« und somit i.E. subjektivistisch-spekulativ vorzugehen, solle diese einer materialistischen Ausrichtung und der »analytischen Methode« verpflichtet sein, bei der Erkenntnisse auf Basis der Beleuchtung prototypischer Fälle eines Phänomenbereichs gewonnen werden. Zudem äußert Vygotskij in seinem »Krisen-Essay«, dass die Psychologie ein »*eigenes Das Kapital*« benötige (Vygotsky, 1997, S. 330, Ü.d.V., H.i.O.). Keineswegs zeugt diese Aussage aber vom Vorhaben einer eklektischen Synthese psychologischer und marxistischer Theoreme, die ihm ein Dorn im Auge war. Vielmehr sieht er die Orientierung der Psychologie an bestimmten marxistischen Grundsätzen, allen voran der historischen Methode, als geboten. Dabei wird ein umfassendes Verständnis des Historischen vorausgesetzt, das auf die »Rekonstruktion dreier Entwicklungslinien des Psychischen (Natur-, Gesellschafts- bzw. Kultur- und Individualgeschichte)« zielt (Kölbl, 2020, S. 70f.). Von elementarer Bedeutung für solche historischen Rekonstruktionen ist die (in aktuellen Besprechungen des Öfteren hinterfragte, z.B. Yasnitsky, 2018, S. 12f.) Zweiteilung zwischen »höheren« und »niederen« psychischen Funktionen. Konträr zur

15 Aus der Reihe an Namensschreibweisen für die Vertreter der »Troika« habe ich mich für die im deutschsprachigen Raum mittlerweile etablierteste (vgl. Kölbl, 2020, S. 68) entschieden: Vygotskij, Lurija, Leont'ev. In den Zitationen und bibliographischen Angaben werde ich jedoch die in der jeweiligen Quelle gebrauchte Transliteration beibehalten.

16 Analog zu der zuvor im Zusammenhang mit Kreativität eingeführten Unterscheidung zwischen »Er«- und »Wir-Paradigma« lässt sich auch die kanonische heroisierende Erzählung von der »Troika« und der sich um den genialischen Vygotskij formierenden »Schule« lesen und dekonstruieren: Nach Yasnitsky (2011) wäre eine komplexere Erzählung als kollaboratives, vielstimmiges, deutlich mehr Akteur*innen involvierendes Projekt angemessener.

17 Allerdings verstrichen zwischen ihrem Kennenlernen und ihrer (v.a. Vygotskijs und Lurijas) tatsächlichen Kooperation zur Formulierung kulturhistorischer Theoreme vier bis fünf Jahre (van der Veer & Valsiner, 1991, S. 184). Van der Veer und Valsiner führen dies auf ihre zunächst disparat erscheinenden theoretischen Orientierungen und Herangehensweisen an wissenschaftliches Arbeiten zurück.

sowjetischen Reflexologie nach Pavlov und Bekhterev und dem von Kornilov vertretenen »reaktologischen« Ansatz gilt Vygotskijs vorderstes Augenmerk den »höheren« mentalen Funktionen. Ihr zentrales Distinktionsmerkmal gegenüber jenen im Laufe der Phylogenese evolvierten, primär biologisch determinierten »niederen« mentalen Funktionen besteht in ihrer Vermitteltheit (Vygotsky, 1994a) durch den Gebrauch von materiellen, aber auch »psychische[n] Werkzeugen« (Kölbl, 2020, S. 71). Hierunter werden Zeichensysteme jeglicher Ausprägung gefasst, obgleich Sprache angesichts ihrer Wirkung auf sämtliche psychische Funktionen in der kulturhistorischen Theorie eine herausragende Bedeutung innehat. Für die »höheren« psychischen Prozesse gilt, dass sie kulturspezifisch ausgeprägt sind, wohingegen die »niederen« psychischen Prozesse kulturinvariant vorliegen (van der Veer & Valsiner, 1991, S. 221f.). Während materielle Werkzeuge dazu dienen, die natürliche Umwelt zu gestalten und zu beherrschen, sind psychische Werkzeuge sowohl zur Selbstregulation als auch zum Austausch mit anderen Menschen einsetzbar. Aufseiten des Subjekts vollzieht sich bei der Internalisierung¹⁸ der kulturell geteilten Werkzeuge zugleich auch ein Prozess der selbstgesteuerten »Enkulturation« (Kölbl, 2024, S. 50). Aus genetischen Gesichtspunkten wird das Primat des Sozialen für sämtliche komplexere Funktionsbereiche angenommen. Zum Ausdruck kommt dies im bekannten Diktum, wonach »jede psychische Funktion zweimal in der Entwicklung auftritt, zuerst als kollektive, soziale Handlung, also als interpsychische Funktion, und dann zum zweiten Mal als individuelle Handlung, als dem Denken des Kindes inhärentes Phänomen, also als intrapsychische Funktion« (Wygotski, 1987, zit.n. Kölbl, 2020, S. 72). Indes ist die Kultur-Subjekt-Beziehung hier nicht uni-, sondern bidirektional als *Ko-Konstruktion* aufzufassen (vgl. Cole, 1998, S. 331): In der Phylogenese und in der Vermittlung von Zeichen oder »psychischen Werkzeugen« im Zuge sozialer Interaktionen liegt der Grundstein für die Entfaltung »höherer« psychischer Funktionen. Zugleich werden die Werkzeuge im Laufe der Ontogenese individuell angeeignet und Individuen können durch Bemühung ihrer kreativen Imaginationskraft wiederum soziokulturelle Kontexte mitgestalten.

Insgesamt ist eine Auseinandersetzung mit der kulturhistorischen Psychologie sicherlich nicht nur von »historischem Interesse« (Cole & Scribner, 1978, S. 1, Ü.d.V.). Der Reiz für die Anknüpfung an ihre Theoreme liegt heutzutage – gerade für die Strömungen der Kultur einschließenden Psychologie – vorrangig in ihrem Versuch, eine »*Psychologie des gesellschaftlichen Menschen*« zu entwerfen (Kölbl, 2020, S. 81, H.d.V.).

Die Psychologie der Kunst

Vygotskijs Faszination für Literatur im Besonderen und Kunst im Allgemeinen zieht sich durch sein psychologisches Schaffen, schlägt sich aber besonders emphatisch in seiner erst postum veröffentlichten Dissertationsschrift »Die Psychologie der Kunst« nieder (Wygotski, 1979 [1925]). Aufgrund ihrer Verwandtschaft zur Imaginationsthematik soll sie in Grundzügen kursorisch nachgezeichnet werden (vgl. Kölbl, 2024, S. 42ff.; van der Veer & Valsiner, 1991, S. 19ff.). Vygotskijs Hauptaugenmerk gilt hierin der ästhetischen Rezeption von künstlerischen Werken. Eingangs erfolgt eine Abarbeitung an

18 Für eine Zusammenfassung der sich um den Internalisierungsbegriff rankenden Debatte und für Elaborationsvorschläge siehe Zittoun und Gillespie (2015).

den blinden Flecken der auf diesem Terrain vorherrschenden Herangehensweisen, der inhaltszentrierten »Kunst als Erkenntnis«, formzentrierten »Kunst als Methode« und Psychoanalyse (Wygotski, 1979, S. 30ff., 57ff., 79ff.). Als Instrument des Erkenntnisgewinns kommt die mit einem Generalisierungsanspruch versehene »objektiv-analytische Methode« zum Einsatz, in diesem Fall zur Analyse der textuell angelegten Wirkweisen dreier literarischer Werke (darunter Shakespeares »Hamlet«). Resümierend macht Wygotskij schließlich das Zusammenspiel der emotionalen Resonanz und der (wie er hier postuliert) im Wesentlichen daraus hervorgehenden Fantasie (ebd., S. 243) als Schlüsselfaktoren für die Kunstrezeption aus (siehe auch ebd., S. 200). Elementar zum Verständnis der ästhetischen Antwort sei dabei der Mechanismus der *Katharsis*. In deren Zuge lösten sich eventuelle durch den Inhalt evozierte negative Empfindungen und Spannungen durch die Wirkung der künstlerischen Gestaltung letzten Endes auf, sodass sich Gefühle der »Befreiung, der Leichtigkeit, der Unbeschwertheit [...]« (ebd., S. 180) einstellten – es vollziehe sich eine »Vernichtung des Inhalts durch die Form« (ebd., S. 182). Anders formuliert: Inhalt und Form stehen in einem dialektischen Verhältnis, das in einer Synthese in Gestalt einer »neuen emotionalen Qualität« mündet (van der Veer & Valsiner, 1991, S. 31, Ü.d.V.). Anstatt diesen s.E. gesetzmäßig verlaufenden Vorgang jedoch als »Selbstzweck« (Kölbl, 2024, S. 44) anzusehen, gesteht Wygotskij ihm eine gesellschaftliche Funktion beim sozialistischen Projekt der Konstruktion eines »neuen Menschen« zu (Wygotski, 1979, S. 308f.).

Wenn man so will, wurde mit dieser frühen Arbeit die Erhellung des hier interessierenden Gegenstands in den dafür einschlägigen Publikationen »Imagination and Creativity in Childhood« (2004 [1930]), »Imagination and Creativity of the Adolescent« (1994b [1931]) und »Imagination and its Development in Childhood« (1987 [1932]) vorbereitet.

Begriffliche Klärungen: Imagination im Verhältnis zur »Realität«

Die Trennlinie zwischen der »reproduktiven« und der »produktiven«, kombinatorischen oder kreativen Einbildungskraft wird von Wygotskij (2004, S. 7ff.) reklamiert, wobei lediglich letztere als Imagination im engeren Sinne zu gelten habe. Während sich die reproduktive Imagination in der Wiedergabe von Gehalten aus dem Langzeitgedächtnis erschöpfe, ermögliche die produktive Imagination die Kombination von Erfahrungselementen zu etwas Neuem.¹⁹ Die Adaptation an stabile Umweltbedingungen hat gemäß Wygotskij die reproduktive Imagination zur Bedingung, derweil der Umgang mit Umweltveränderungen kreative Lösungen erfordert. Dank des hierzu bemühten Vermögens der produktiven Einbildungskraft könne der Mensch sich von der Vergangenheit ablösen zugunsten einer proaktiven Zukunftsgestaltung (ebd., S. 9).

An zweierlei attestierten Alltagsmissverständnissen zu Imagination schärft er seinen Imaginationsbegriff (ebd., S. 9ff.): der Gleichsetzung von Imagination und Irrealität sowie der exklusiven Situierung von Imagination als Tätigkeitsform einer künstlerischen

19 An dieser Stelle muss eingewandt werden, dass der Abruf von Erinnerungen – wie bereits Bartlett (1932) eindrucksvoll demonstrierte – zugleich rekonstruktiv und konstruktiv erfolgt, was einer solch strikten Trennung zwischen »reproduktiver« und »produktiver« Imagination entgegensteht (vgl. auch Brockmeier, 2015; Zittoun & Cerchia, 2013, S. 306).

Elite. Ersteres erkenne, dass sämtliche Kulturschöpfungen, die menschliche Wirklichkeiten mitkonstituierten, dem Bemühen der kreativen Imaginationskraft zuzuschreiben seien. Zweiterem hält er entgegen, dass Imagination selbst in scheinbar profanen Tätigkeiten zum Vorschein komme, sie sei im Alltag »eher die Regel als die Ausnahme« (ebd., S. 11, Ü.d.V.). Für den Imaginationsvorgang sei jedoch eine mentale Abkehr vom Hier und Jetzt bezeichnend, wie er im folgenden Zitat verdeutlicht:

The essential feature of imagination is that consciousness departs from reality. Imagination is a comparatively autonomous activity of consciousness in which there is a departure from any immediate cognition of reality. (Vygotsky, 1987, S. 349)

Wiewohl eine Bewusstseinsabkopplung hier das zentrale Charakteristikum ist, heißt dies nicht, dass Imagination sozusagen das »Andere« der Realität darstellt. Imagination und Realität greifen vielmehr ineinander und an dieser in vier Thesen kondensierten Verflechtung werden wir uns nun zur Konturierung des Vygotskij'schen Imaginationskonzepts entlanghangeln (Vygotsky, 2004, S. 13ff.).

Gemäß dem ersten und s.E. bedeutendsten »Gesetz« speist sich die Imagination aus der *Quelle des Erfahrungsschatzes* (und hat daher Wahrnehmungs- und Gedächtnisfunktionen zur Bedingung):

[...] the creative activity of the imagination depends directly on the richness and variety of a person's previous experience because this experience provides the material from which the products of fantasy are constructed. The richer a person's experience, the richer is the material his imagination has access to. (Vygotsky, 2004, S. 14f.)

Dergestalt sei das Fantastische, wie die auf Hühnerbeinen stehende Hütte der slawischen Märchengestalt Baba Jaga, eine Verquickung im Gedächtnis repräsentierter Elemente der Welterfahrung. Doch wie geht der erfahrungsbasierte Imaginationsvorgang im Einzelnen vonstatten? Impulsgeber für imaginative Prozesse könnten mithin Anregungen bei der Lektüre sein. Auf motivationaler Ebene müsse außerdem das Bestreben vorliegen (und hier referenziert Vygotskij Ribot), sich zur Erfüllung eigener Bedürfnisse an gewissermaßen widerständige Umweltbedingungen anpassen zu wollen. Anders gewendet: Jede kreative Tätigkeit hat ihren Ausgangspunkt in einem Defizit in der Anpassung an die Umwelt (Vygotsky, 2004, S. 28f.). Jenseits davon wird der eigentliche kreative Imaginationsvorgang mikrogenetisch in Form eines dreistufigen Prozesses theoretisiert (ebd., S. 25ff., Ü.d.V.). Zu Rate zieht Vygotskij dabei das Exempel der Romanfigur Natascha Rostova aus Leo Tolstoj's »Krieg und Frieden«, die dieser als Synthese seiner Frau Tanja und seiner Schwägerin Ronja erdacht habe. Insofern seien hier in einem Akt der »Dissoziation« Elemente der eigenen Erfahrungswelt, die Charakterzüge der beiden bekannten Frauen, aufgegriffen und überspitzend oder minimierend transformiert worden. Mittels der »Assoziation«, die u.a. dem Prinzip der zeitlichen Kontiguität oder der konzeptuellen Ähnlichkeit unterliegen könne, habe Tolstoi diese schließlich in der Persönlichkeit der Natascha zusammengefügt. Die Kombination einzelner Elemente zu einem »Kunstwerk« gehorcht sensu Vygotskij einer dem oder der Imaginierenden z.T.

unverfügbaren und zuweilen widerstrebenden Eigenlogik, die einen Bogen aufspannt zwischen der entworfenen Fantasiewelt und der »äußeren Welt« (ebd., S. 23f., Ü.d.V.).

Die Erfahrung der materiellen, kulturellen und sozialen Welt fungiert nicht nur als Quelle der Imagination, sondern könne – so der zweite Konnex – auch durch Imagination *erweitert* werden, etwa, wenn man sich beim Lesen fremde Orte und Personen ausmale. Das Imaginationsvermögen wirke (wie auch Sartre, 1980, betont) emanzipatorisch, indem es Menschen erlaube, die Grenzen des unmittelbaren Erlebens aufzusprengen bzw. ihren Erfahrungshorizont zu transzendieren.

Die dritte Explikation des Verhältnisses von Realität und Imagination betrifft die *Dimension des Emotionalen* (für eine Vertiefung von Vygotskijs Emotionsverständnis siehe van der Veer & Valsiner, 1991, S. 349ff.). Dies tangiert das Konzept der »perezhivaniye«, der emotionalen Erfahrung, welches an anderer Stelle (Vygotsky, 1994c, S. 339ff.) besprochen wird. Auf Ribot (1921)²⁰ rekurrierend, nennt Vygotskij (2004, S. 19) zusätzlich zu den oben genannten Assoziationsprinzipien das der emotional korrespondierenden Eindrücke und Bilder (die auf »perezhivaniye« zurückgehen). In seinem früheren Werk »Psychologie der Kunst« geht er die emotionale Dimension erörternd, konzeptuell noch einen Schritt weiter, indem er schreibt: »Wir sehen somit, daß Gefühl und Phantasie nicht zwei voneinander getrennte Vorgänge sind, sondern genau genommen ein und derselbe Vorgang. Wir sind berechtigt, die Phantasie als den zentralen Ausdruck der emotionalen Reaktion anzusehen« (Vygotski, 1979, S. 243). Dagegen werden Imagination und Gefühl in den einschlägigen Texten auseinanderdividiert und in eine Relation der Wechselseitigkeit gesetzt: Neben der gefühlsmäßigen Genese von Imaginationen wirkten sich Produkte der kreativen Imagination (so realitätsfern sie auch sein mögen) auf die der Sphäre des internal Realen²¹ zugehörige Gefühlswelt des oder der Imaginierenden aus (Vygotsky, 1994b, S. 284, 2004, S. 20).

Viertens könnten die Erzeugnisse der produktiven Imagination Eingang in die *äußere Wirklichkeit* finden. Vygotskij formuliert gar die These eines dem Imaginären eigenen Strebens zur Verkörperung in der realen Welt (Vygotsky, 2004, S. 41). Imagination sei als »Basis jeglicher kreativer Aktivität« konstitutiv für sämtliche unsere Lebenswelten ausmachenden »künstlerischen, wissenschaftlichen und technischen« Schöpfungen (ebd., S. 9f., Ü.d.V.). Zugleich könnten sozial distribuierte Objektivationen von anderen Individuen als »Werkzeuge« internalisiert werden in der »dialektischen« Spannung des andauernden Wechselspiels zwischen Person und Kultur, zwischen »Internalisierung« und »Externalisierung« (Moran & John-Steiner, 2003, S. 63, Ü.d.V.). Damit verbunden sind auch herausragende Werke, so postuliert Vygotskij (2004, S. 30f.), niemals allein auf

20 Théophile Ribots (1921) Überlegungen, etwa bezüglich des kombinatorischen Wirkmechanismus der kreativen Imagination, standen in vielerlei Hinsicht den hier referierten Vygotskij'schen Gedankengängen Pate. Das gilt u.a. auch für die Thesen und Studien von Wundt und (des späteren NS-Psychologen) Jaensch (auf dem Gebiet der Eidetik). Darüber hinaus gründen sich Vygotskijs Annahmen auf Beobachtungen und fremden sowie eigens vorgenommenen empirischen Analysen von Kreativitätsobjektivationen, z.B. von kindlichen Zeichnungen und Erzählungen.

21 Er unterteilt das Konzept der »Realität« in eine externe und interne Sphäre, definiert durch ihre externe oder interne »Wahrheit«. Der internalen Sphäre werden – wie in der oben zitierten Aussage offenkundig wird – »Gedanken, Konzepte und Gefühle«, nicht aber (realitätsferne) Imaginationen zugerechnet (Vygotsky, 2004, S. 20ff., Ü.d.V.).

die Genialität von Einzelnen zurückzuführen. Denkbar seien sie lediglich unter spezifischen kulturhistorischen Bedingungen, in deren Rahmen Subjekten Zeichen zur Verfügung stünden, um überhaupt »höhere« psychische Funktionen in derartig elaborierter Weise ausbilden zu können. Die Auffassung von den soziokulturellen Ursprüngen kreativer Leistungen entspricht auch dem zunehmend an Boden gewinnenden »Wir-Paradigma« in der Kreativitätsforschung und ist insofern zeitgemäß (vgl. Moran & John-Steiner, 2003, S. 62).

Kurzum: Die für Vygotskij paradigmatische Imaginationskraft ist nicht reproduktiv, sondern produktiv und kreativ in dem Sinne, dass hierdurch im Zuge der Kombination von Erfahrungselementen Neuartiges erschaffen wird. Sie bildet eine anthropologische Grundkonstante, die uns die Adaptation an dynamische Umwelten erlaubt und in vielfältigen Verweisungszusammenhängen mit der inneren und äußeren »Realität« steht.

Entwicklung des Imaginationsvermögens in Kindheit und Jugend

Entgegen der landläufigen Annahme konstatiert Vygotskij (1994b, S. 279f.) – in Anlehnung an Wundt – Kinder seien verglichen mit Erwachsenen weniger kreativ im Sinne der Schöpfung von genuin Neuem. Die hartnäckige Überschätzung des kindlichen Fantasievermögens sieht er in der emotionalen Qualität ihrer Erzeugnisse und in ihrem mithin unerschütterlichen Glauben daran begründet (ebd., S. 280).

In ihrer frühesten Ausprägung zeige sich die kindliche Imaginationsbefähigung erst ab einem Alter von ca. drei Jahren im Symbol- bzw. Als-ob-Spiel, bei dem bspw. ein Stock ein Pferd verkörpern könne (vgl. Vygotsky, 2004, S. 11).²² Obwohl der Reproduktion des Erfahrenen dabei eine substanzielle Rolle zukomme (Wygotski, 1980 [1933], S. 463), würden die Erfahrungsbausteine doch stets in kreativen Akten zusammengesetzt (Vygotsky, 2004, S. 11).²³ Insofern bietet das i.d.R. von kompetenten Anderen angeleitete Spielen hier den Nährboden für die Entfaltung der kreativen Imagination: »Wie alle Bewusstseinsfunktionen entsteht sie ursprünglich in der Handlung« (Wygotski, 1980, S. 443). Im Spiel könne das Kind lernen, zwischen Gegenstand und Bedeutung zu unterscheiden, wobei der Gegenstand (im obigen Beispiel der Stock) eine Stützfunktion innehave (ebd., S. 453f.). Somit ebne es – gepaart mit dem Erwerb des »inneren Sprechens« – dem Kind

22 Vygotskij (1980) befasst sich auch mit genetischen Aspekten der kindlichen Spieltätigkeit: Ihren Ursprung sieht er (wohl implizit Freud referenzierend) u.a. in nicht unmittelbar erfüllbaren Wünschen, vorwiegend die Ausübung von der Erwachsenenosphäre vorbehaltenen Aktivitäten betreffend, die sich spielend stellvertretend realisieren ließen (ebd., S. 442f.). Anders besehen bilde das Spielen eine »Zone proximaler Entwicklung«, in der das Kind Skripte erwachsener Verhaltensweisen einüben könne (vgl. ebd., S. 462).

23 Im Widerspruch hierzu pflichtet er andernorts Wundt bei, dass Kindern streng genommen die Fähigkeit zur kombinatorischen Imagination noch gänzlich abgehe (Vygotsky, 1994b, S. 283). Im Übrigen finden sich solche und andere potenziell verwirrungsstiftenden Inkonsistenzen – wie auch Moran und John-Steiner (2003, S. 85) feststellen – an verschiedenen Stellen seines umfangreichen Werks. Folgt man ihrer Lesart, sind diese Zeugnis seines kreativen, gewissermaßen übersprudelnden wissenschaftlichen Schaffensdrangs, der den nahenden Tod vor Augen hatte.

einen Weg aus seinem Zustand der »*Situationsgebundenheit*«²⁴ hin zu einer von situativen Merkmalen unabhängigen Kognition (ebd., S. 455).

Der in der Adoleszenz stattfindende radikale qualitative Wandel steht unter dem Vorzeichen einer *Intellectualisierung* sämtlicher »höherer« psychischer Funktionen: »An adolescent's thinking is intellectual thinking« (Vygotsky, 1994b, S. 279). D.h. hier auch, dass sich in der Adoleszenz eine Parallelisierung und Nivellierung der Entwicklungspfade des rationalen Denkens und der Imagination vollzieht (vgl. Vygotsky, 2004, S. 33ff.).

Vygotskij konstatiert zwar eine fundamentale Differenz zwischen dem intellektuellen Denken (wofür insbesondere das Denken in Konzepten zentral ist) und der Imagination. Ungeachtet dessen sieht er es als Irrweg an, diese Vermögen diametral entgegensetzen (Vygotsky, 1994b, S. 270f.). Seine Auffassung von einer sowohl emotional als auch rational geprägten Imagination unterstreichend zitiert er den Dichter Alexander Puschkin: »Imagination ist ebenso notwendig in der Geometrie wie in der Poesie«²⁵ (ebd., S. 270, Ü.d.V.). Jegliches innovative Denken und Handeln sei auf die kreative Imaginationsfakultät angewiesen. Gleichzeitig stelle das rationale bzw. intellektuelle Denken eine Grundvoraussetzung der Situationsunabhängigkeit und damit der kreativen Imagination dar (ebd., S. 282), die selbst – anders als jenes – keine dominante Funktion des Jugendalters sei (ebd., S. 270). Ihre Intellectualisierung trage substantiell dazu bei, dass der »Reichtum« der Imaginationen – operationalisiert durch die »Qualität« und »Variabilität« der assoziierten Erfahrungselemente – zunimmt (Vygotsky, 2004, S. 34, Ü.d.V.).

Kennzeichnend für diese intellektualisierte Imaginationsfunktion sei dabei eine »Loslösung von rein konkreten, bildhaften Merkmalen und zugleich ihre Infiltration mit Elementen des abstrakten Denkens« (Vygotsky, 1994b, S. 274, Ü.d.V.). Damit distanziert Vygotskij sich von einem Imaginationsverständnis, welches sich auf das Operieren mit inneren Bildern versteift. Neben ihrem »abstrakten« Charakter blieben aber die – vom in Konzepten verfassten intellektuellen Denken nun separierten – »konkreten« eidetischen Elemente in der Fantasiesphäre des oder der Jugendlichen erhalten (ebd.). Im Vergleich zur kindlichen Psyche seien sie jedoch weniger allgegenwärtig und kämen vorrangig in den alterstypischen Tagträumen zum Vorschein. Die inneren Bilder gehörten im Kindesalter zu den Konstituenten der Gedächtnisfunktion bzw. reproduktiven Imagination und des rationalen Denkens. Nun stünden sie im Dienste der kreativen Imagination (ebd., S. 273, 275) und müssten als wesentliches Distinktionsmerkmal der produktiven Imagination gegenüber dem abstrakten Denken erachtet werden (ebd., S. 283). Dank des Zwischenschritts der *Abstrahierung* bzw. *Konzeptualisierung* von ikonischen Elemen-

24 Zur Konkretisierung dieses Zustandes verweist Vygotskij (1980, S. 7) beispielhaft auf aphasische Patienten aus Goldsteins und Gelbs neurologischer Praxis, denen es nicht möglich gewesen sei, den Satz »Der Schnee ist schwarz« nachzusprechen. Er schließt sich Gelbs Auffassung an, die Fähigkeit, Handlungen ohne spezifischen Sinn auszuführen, sei ein Distinktionsmerkmal des »normal funktionierenden« Menschen gegenüber dem Tier (vgl. Vygotsky, 1994b, S. 269). Zudem erachtet er diese Beobachtungen als Beleg für die Signifikanz der Sprachkompetenz für die Imaginationsentwicklung (Vygotsky, 1987, S. 345).

25 Allerdings stellen die Herausgeber richtig, dass es im Puschkin'schen Original nicht »Imagination«, sondern »Inspiration« heißt (Vygotsky, 1994b, S. 287, Ü.d.V.).

ten könnten diese selbst ebenso wie die dahinterliegenden Ideen Neuheitscharakter beanspruchen (ebd., S. 282):

[...] everything which is essentially new in the development of fantasy in adolescence, consists of the fact that the adolescent's imagination forms a close link with thinking in concepts [...]. (Vygotsky, 1994b, S. 270)

Mitnichten träfe die skizzierte idealtypische Weiterentwicklung der kreativen Imagination jedoch auf den Großteil der oder gar alle Jugendlichen zu, wie Vygotskij (2004, S. 34f.) zu bedenken gibt. Dies führt er auf einen sich in der Adoleszenz zutragenden Wandel der imaginativen Fähigkeiten »vom Subjektiven zum Objektiven« zurück (ebd., S. 35f., Ü.d.V.). Nur ein Bruchteil der Jugendlichen bliebe dem kindlichen Malen treu, denn sie hätten gelernt, die Produkte ihrer schöpferischen Tätigkeit »objektiv« und damit – so wird implizit nahegelegt – abhängig von der erfahrenen Anerkennung ihres sozialen Umfelds zu bewerten. Des Weiteren schreibt er dem Jugendalter zu, sowohl den »objektiven«, externalen und plastischen als auch den – damit verflochtenen – »subjektiven«, internalen und emotionalen »Kanal« der Fantasie in sich zu vereinen (Vygotsky, 1994b, S. 283ff.). Der »objektive« Kanal rekurriere primär auf Reize aus der Außenwelt, bediene sich vor allem des intellektuellen Denkens und gehe mit dem Bestreben einher, einen für die Allgemeinheit wertvollen kulturellen, technischen oder wissenschaftlichen Beitrag zu leisten. Dahingegen sei der »subjektive« Kanal überwiegend durch die Bezugnahme auf innere Eindrücke (Vygotsky, 2004, S. 36), die angestrebte »persönliche Befriedigung« von ungestillten Wünschen²⁶ sowie durch die Expression von zuvor nicht nach außen getragenen Emotionen gekennzeichnet (Vygotsky, 1994b, S. 283f., Ü.d.V.). Auf motivationaler Ebene wird hierin gewissermaßen das kindliche Spiel fortgesetzt (vgl. Ayman-Nolley, 1992, S. 80). Dieser Imaginationsstil impliziert also die vor den Augen Anderer verborgene Ausübung imaginativer Tätigkeiten, die laut Vygotskij (1994b, S. 284) erst in der Adoleszenz vermehrt auftritt. Jugendliche wählten aus dem Spektrum kreativer Tätigkeiten zumeist das allein praktizierte Schreiben anstelle des in der Kindheit bevorzugten Zeichnens. Jenes wertet Vygotskij (2004, S. 53ff.) nicht zuletzt als Versuch, das innere »Äquilibrium« angesichts der Verunsicherungen durch die sich in der Pubertät zutragenden Umbrüche wiederherzustellen.

Resümee

Ihren Ursprung hat die »höhere« mentale Funktion der kreativen Imagination insbesondere in der sozial angeleiteten, sodann internalisierten kindlichen Spieltätigkeit (Vygotsky, 1994b) sowie im Erwerb der Sprachkompetenz (Vygotsky, 1987), in der Entwick-

26 Darin scheint deutlich ein Rekurs auf die Freud'schen Schriften bezüglich Fantasie und Kreativität auf, wobei die fehlende Kennzeichnung dieses Theorems, selbst eines direkten Zitats (»a correction of unsatisfying reality«) (Vygotsky, 1994b, S. 284), womöglich Vygotskijs grundsätzlich distanzierter Haltung gegenüber bestimmten Postulaten der Psychoanalyse (siehe auch Zittoun, 2019a), aber auch der zunehmenden Ablehnung in der damaligen Sowjetunion geschuldet ist. Anstoß nimmt er u.a. an Freuds (2006) Ausweitung seiner für das Kindesalter formulierten motivationalen Prämissen auf die erwachsene Imagination und Kreativität, z.B. im Falle von Leonardo da Vinci (Ayman-Nolley, 1992, S. 82).

lung konzeptuellen Denkens und der Erfahrungsakkumulation. Im Kindesalter noch unterentwickelt, vornehmlich reproduktiv und eidetisch geprägt, erhält das Imaginationsvermögen im Jugendalter Auftrieb, da es mit der nun erstarkten Funktion des intellektuellen Denkens zusammenwirkt. Darin spiegelt sich Vygotskij's prinzipiell systemische Sicht auf die Ontogenese wider, für die die »komplexen Verbindungen, die sich zwischen verschiedenen Funktionen entwickeln« kritisch sind (Vygotskij, 1997, S. 92, Ü.d.V.). Trotz der Pointierung der These einer Intellektualisierung der kreativen Imagination wäre es irrig anzunehmen, diese würde rein rationalistisch, abgekoppelt vom Fühlen und Wollen und von inneren Bildern begriffen. Es werden von Vygotskij vielmehr zweierlei Spannungsfelder für das Jugendalter und auch für die spätere Entwicklung umrissen, in denen vier Modi koexistieren: die konkrete oder abstrakte und die »objektive« oder »subjektive« Imagination. Obwohl sich der Vorgang des Imaginierens selbst relativ unabhängig von situativen Bedingungen vollzieht, ist er nicht jenseits der »inneren und äußeren Realität« zu verorten, sondern hiermit in vielfacher Weise verzahnt, bspw. in seiner Angewiesenheit auf Erfahrungen. Aufgrund dieser Angewiesenheit kann hier auch weder die kindliche noch die adoleszente kreative Imagination in ihrer »Produktivität« an die von kreativ tätigen Erwachsenen heranreichen.

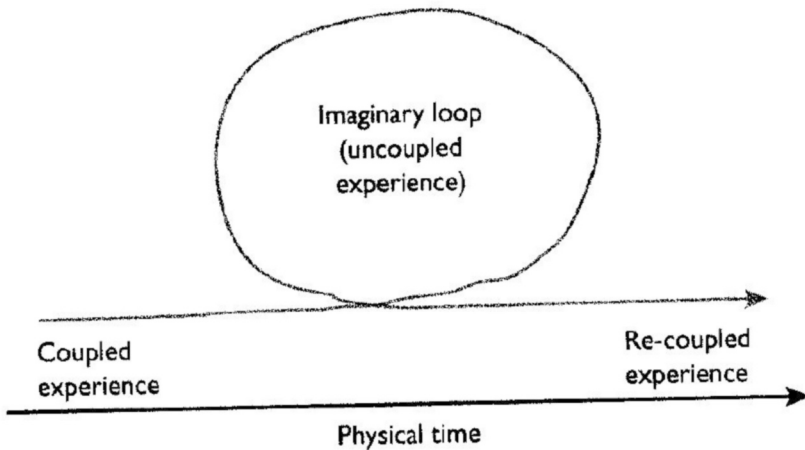
Aufgegriffen wurden die dargelegten Überlegungen in verschiedenen begrifflich-theoretischen und empirischen Bemühungen mit Blick auf Kreativität (vgl. Connery, John-Steiner & Marjanovic-Shane, 2010; Hedegaard, 2014; Moran & John-Steiner, 2003), Imagination (Pelaprat & Cole, 2011; Zittoun & Gillespie, 2016) und kindliches Spielen (Connery, John-Steiner & Marjanovic-Shane, 2010; Göncü & Gaskins, 2011; Hedegaard, 2016; Moraes Ramos Oliveira & Valsiner, 1997; Smolucha & Smolucha, 1986). Letzteres – so vermuten Moran und John-Steiner (2019, S. 248) – ist der wohl bestbeforschte Aspekt. Zumindest in Ansätzen mag diese unvollständige Aufzählung andeuten, welch bedeutende Position Vygotskij's Überlegungen für eine zeitgenössische Kulturpsychologie der Imagination und Kreativität zukommt. Obgleich viele seiner Annahmen visionär waren in ihrer Vorwegnahme heute beinahe konsensueller Auffassungen zur kreativen Imagination, wurden sie angesichts der Sprach- und politischen Barriere des Eisernen Vorhangs erst schrittweise ab den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts in englischer Sprache zugänglich, zu einem Zeitpunkt, als andere Wissenschaftler*innen mitunter bereits ähnliche Theoreme formuliert hatten (vgl. Moran & John-Steiner, 2019). Der Vygotskij'schen Theoretisierung ist ihre extensive Beleuchtung der Imagination in ihrer fundamentalen Sozialität und ihrer Relationalität mit anderen »höheren« mentalen Funktionen sowie der emotionalen und motivationalen Sphäre zugutezuhalten. Mit der skizzierten mehrdimensionalen, die Kreativität akzentuierenden Konzeptualisierung ist auch unser Schwerpunkt der Imagination kollektiver Zukünfte affin, was sich nicht zuletzt darin äußert, dass »utopische Konstruktionen« bei Vygotskij (1987, S. 346, Ü.d.V.) als beispielhafte Manifestation Erwähnung finden.

Tania Zittoun und Alexander Gillespie: Imagination als Erweiterung der Erfahrung

Auf Vygotskij's Theoriegerüst aufbauend stellen zunächst Tania Zittoun und Frederic Cerchia (2013) Überlegungen zur Imagination als Erweiterung der Erfahrung an. Daran anschließend werden diese von Zittoun und Alexander Gillespie (2016) zu einer bereits

mehrfach rezipierten Imaginationstheorie ausgeweitet (vgl. z.B. Roncancio & Mattos, 2019; Veale & Andres, 2020; Womersley, 2020). Im Kern konzeptualisieren sie Imagination als multimodale (u.a. verbale, visuelle, räumliche und musikalische), verkörperte, omnipräsente, originär soziokulturelle und die Welterfahrung expandierende Aktivität. Zentrales Sinnbild ist ihnen die Schleife (»loop«), welche die Dynamik der Entkopplung aus der und die Rückkopplung in die proximale/n Sphäre illustriert:

Abbildung 2: Die Imaginationsschleife



Quelle: Zittoun und Gillespie (2016, S. 40)

Wir bewegen uns, so die basale Annahme der Autor*innen, zeitlebens in diversen »Sphären des Erlebens«²⁷, also in spezifischen »Konfiguration[en] von Erfahrungen, Aktivitäten, Repräsentationen und Gefühlen«, etwa die der Familie, Schule oder des Sportvereins (Zittoun & Gillespie, 2016, S. 8, Ü.d.V.). Innerhalb und zwischen den Erlebenssphären vollziehe sich im Laufe des Lebens die Entwicklung der Imagination (ebd., S. 96ff.). Und über die verschiedenen Sphären hinweg könnten Imaginationen zu »persönlichen Lebensphilosophien« (»personal life philosophies«) (Valsiner, 2007) bzw. handlungsleitenden Lektionen verdichtet werden.

Der menschliche Bewusstseinsstrom ist laut den Autor*innen üblicherweise von einem Changieren zwischen proximalen und distalen Erlebenssphären durchzogen (Zittoun & Gillespie, 2016, S. 39ff.). Lauscht jemand z.B. einem langatmigen Vortrag (eine proximale Erfahrung), mögen seine oder ihre Gedanken vom unmittelbaren Geschehen abschweifen zum Abendessen oder auch zu einer Kindheitserinnerung (distale Erfahrungen). Die Schleife des Imaginationsprozesses entspringt eben in solchen Abkopplungen des Erlebensflusses von der vornehmlich körperlich erfahrenen, im Hier und Jetzt

27 Darin vereinen die Autor*innen die Ausführungen von William James zu »Sub-Universen« und – darauf rekurrierend – das von Alfred Schütz geprägte Konzept der »Sinnprovinzen«.

verankerten *proximalen Erlebenssphäre*, in der man in mehr oder minder ausgeprägtem Maße auf Umwelthanforderungen reagieren muss (ebd., S. 9). Jene Abkopplungen vollzogen sich als Antwort auf »Trigger« in der Gegenwartserfahrung (ebd., S. 42ff.). Darunter fallen die Konfrontation mit neuartigen Situationsanforderungen (z.B. sich in einer unbekannten Stadt zurechtfinden müssen), die Empfindung von Langeweile oder aber »Überstimulation« (z.B. bei starken Schmerzen) ebenso wie das »freiwillige Abkoppeln«, etwa bei einem Kinobesuch (ebd., S. 39f., 42f., Ü.d.V.). Ist das Individuum in einen *distalen Modus des Erlebens* eingegangen, ist es bis zu einem gewissen Grad den Schranken des Materiellen, den körperlichen Bedürfnissen und raumzeitlichen Kausalgesetzen entzogen. Allerdings bilden in dieser Theorie sowohl die völlige Absorption in die distale Erlebenssphäre (z.B. beim Träumen) als auch das Aufgehen im gegenwärtigen Augenblick (wie es in Achtsamkeitspraktiken angestrebt wird) Extrempunkte eines Kontinuums. Im Normalfall wechselten Individuen stattdessen relativ rasch zwischen beiden Erlebensmodi, etwa wenn jemand sich beim Autofahren die dystopische Welt eines Hörbuchs ausmalt, woraus sich ein aus mehreren Schleifen zusammengesetzter »verflochtener« (»braided«) Bewusstseinsprozess ergebe (ebd., S. 39). Kehrt das Individuum schließlich in die proximale Hier-und-Jetzt-Situation zurück, so ist dies den Autor*innen zufolge stets mit Status quo-Veränderungen verbunden, sei es in Gestalt einer veränderten Gefühlslage, einer vollendeten Romanpassage oder konkretisierter Visionen gesellschaftlichen Zusammenlebens (ebd., S. 9, 48).

Eine Grundthese ihres Ansatzes ist die von der Imagination als einem fundamental *semiotischen und dialogischen Prozess* (ebd., S. 56ff.): Imaginationen speisen sich maßgeblich aus den in soziokulturellen und historischen »imaginativen Horizonten« (»imaginative horizons«) (Crapanzano, 2004, zit.n. ebd., S. 57) distribuierten und kreativ angelegten Ressourcen. Potenzielle semiotische und symbolische Ressourcen²⁸ seien u.a. soziale Repräsentationen, materielle Objekte oder kulturelle Elemente (darunter werden etwa Filmszenen und literarische Zitate verstanden). Bisweilen könnten semiotische Ressourcen auch restriktiv wirksam werden, wenn soziale Normen spezifischen Imaginationen zuwiderliefen. Der Gebrauch semiotischer und symbolischer Ressourcen wird u.a. in sozialen Interaktionen vermittelt und moderiert. Beherzigen wir die Vorstellung eines dialogisch konstituierten Selbst (Hermans & Kempen, 1993), so interagieren wir, selbst wenn wir allein sind, mental mit Anderen. Auch kann beim Imaginieren auf – durch kulturelle Sinnzuschreibungen mitgeformte (Zittoun & Gillespie, 2016, S. 56) – »vergangene« persönliche Erfahrungen zurückgegriffen werden bzw. gleichermaßen auf die »vergangene Imagination über diese Erfahrungen« (ebd., S. 70, Ü.d.V.). Um die »Bricolage der Imagination« (»bricolage of imagination«) (ebd., S. 45) oder die Vielfalt von Quellen, welche dialogisch zueinander in Beziehung gesetzt werden (ebd., S. 72), anschaulich zu machen, sei auf die Vorstellung einer Reise zum Mond verwiesen: Hierzu könnte man z.B. distribuierte Bilder der Apollo 11, eigene Erfahrungen des Flug-

28 Zittoun (2018) differenziert semiotische Ressourcen, d.h. Objekte und Ideen mit kollektiv geteilten Sinngehalten, von symbolischen Ressourcen, die sich Individuen aneignen bzw. mit Bedeutungen versehen und worüber sie psychosoziale Funktionen erfüllen (z.B. kann ein Souvenir selbstredend dazu genutzt werden, sich eine vergangene Urlaubsreise zu vergegenwärtigen).

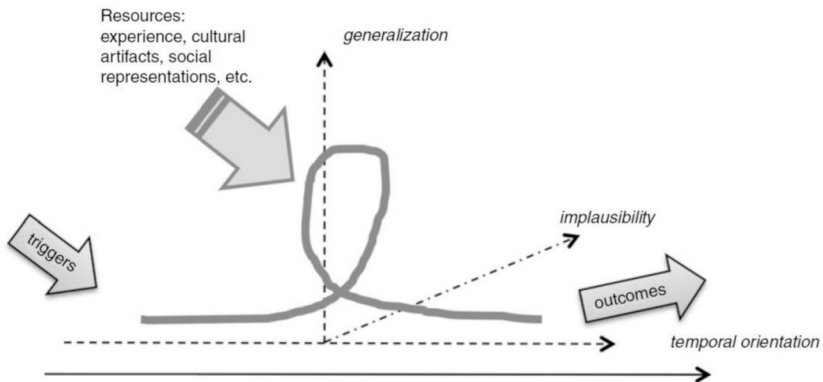
reisens und die Erläuterungen einer Freundin, die Luft- und Raumfahrttechnik studiert, heranziehen (vgl. Zittoun & Gillespie, 2018).

Es gibt den Autor*innen zufolge eine Reihe von Varianten der Imagination, etwa Tagträumen und Träumen, kontrafaktisches Denken, Erinnern und Zukunftsimagination. Zur Vermessung der auch innerhalb dieser Formen variablen Imaginationsräume schlagen Zittoun und Gillespie (2016, S. 49f.) drei Hauptdimensionen vor:

1. *Temporale Orientierung*: Ist die Imagination auf Vergangenheit, Zukunft oder Gegenwartsalternativen gerichtet?
2. *Generalisierung*: Wie unmittelbar ist die Imagination mit dem Erfahrenen verbunden? Wie konkret oder aber allgemein und abstrakt ist sie?
3. *Plausibilität*: In welchem Maße ist die Imagination plausibel unter Berücksichtigung soziokultureller und materieller Gegebenheiten?

Dem unten aufgeführten Modell ist zu entnehmen, dass diese Dimensionen im Hier und Jetzt aufeinandertreffen, welches gekennzeichnet ist durch Gegenwärtigkeit, Partikularität und Plausibilität. Abhängig von den Ausprägungen auf den drei Dimensionen resultieren spezifische Imaginationsschleifenverläufe. Auch finden sich in der untenstehenden Abbildung die besprochenen zentralen Komponenten des Imaginationsprozesses wieder: »Trigger« bzw. Ausgangssituationen, Ressourcen und Status quo-Veränderungen:

Abbildung 3: Das Modell von Zittoun und Gillespie (2016) im Überblick



Quelle: nach Zittoun und Gillespie (2016) entnommen aus Zittoun, Gläveanu und Hawlina (2020, S. 153)

Gfeller und Zittoun (2021, S. 84) ziehen ferner die Verkörperung als eine vierte Dimension in Erwägung, die sich erstreckt zwischen einer sich mental zutragenden (aber freilich dennoch an das Gehirn gebundenen) und einer den gesamten Körper involvierenden Art und Weise des Imaginierens. Nicht zuletzt gründen sie ihre Emphase der zwangsläufigen Verkörperung auf die eingangs erwähnten Evidenzen, wonach z.B. beim

mentalenen Sehen, Hören oder Laufen sehr ähnliche Gehirnregionen aktiviert werden wie beim tatsächlichen Sehen, Hören oder Laufen (vgl. Abraham, 2016).

Der soziogenetischen Imagination seitens Gruppen tragen Zittoun und Gillespie (2018, S. 20) ebenfalls Rechnung. Die obigen Dimensionen darauf hin revidierend beurteilen sie jene der Generalisierung in Anbetracht der Komplexität der in Frage kommenden Vorstellungen als wenig aussagekräftig und ergänzen zwei weitere Dimensionen. Zum einen wird berücksichtigt, inwieweit die kollektive Imagination als zentralisiert oder distribuiert anzusehen ist, zum anderen, ob dieser eine positive oder negative Valenz zukommt, was mit motivationalen Konsequenzen korrespondiert. Mit Zittoun und Gillespie (2018, S. 26ff.) können wir dies am Beispiel der Imagination des Sozialismus verdeutlichen: Wurde diese in der Sowjetunion anfänglich von diversen Denker*innen geformt und geprägt, verfestigte sich die zentrale Propagierung einer »wahren« Version und die Repression alternativer Denkweisen in der stalinistischen Ära ab 1927 – entsprechend ist eine Verschiebung hin von Distribution zu Zentralismus zu verzeichnen. Bezüglich der Valenzdimension stellen die Autor*innen heraus, dass Zukunftsimaginationen zugleich, wie im Falle des Sozialismus in der Sowjetunion, als Utopien und, wie zur McCarthy-Periode in den USA, als Dystopien fungieren können.

Die inspirierende, Gehalte verschiedener psychologischer Teildisziplinen und angrenzender Disziplinen integrierende und dennoch in sich schlüssige »Loop«-Theorie bietet mindestens zwei Potenziale: die Möglichkeit, einzelne Imaginationsequenzen in ihrer Prozesshaftigkeit und anhand der Dimensionen zu beschreiben sowie die kontextualisierende und ontogenetische Ausleuchtung u.a. anhand des Konzepts der Sphären des Erlebens. Ihre Überlegungen, die selbst nicht zuletzt in Explorationen von imaginativen Externalisierungen wurzeln, haben ihre Eignung als interpretatives Rahmenmodell bereits in empirischen Studien unter Beweis stellen können (Roncancio & Mattos, 2019; Veale & Andres, 2020; Womersley, 2020) und wurden – noch im Prozess der Entwicklung begriffen – in Pilotstudien auf ihre Tauglichkeit hin geprüft.

Offenkundig ist, dass in den begrifflich-theoretischen Vorschlägen zugleich Prämissen zur Konstitution des menschlichen Bewusstseins durchscheinen. An der Grundidee der Trennlinie zwischen proximaler und distaler Sphäre und der Verortung von Imagination in der distalen Erlebenssphäre wurde Kritik geübt (Tateo, 2017, S. 62; Winther-Lindqvist, 2017, S. 157f.). Subsumierend weist Marková (2018, S. 277ff.) darauf hin, dass wir zweierlei Einbettungen von Imagination im Bewusstsein unterscheiden müssten: Imagination als Bestandteil des unmittelbaren Erlebensflusses oder (wie im vorliegenden Fall) verortet auf einer distalen Erlebensebene. Zittoun stellt – womöglich als Replik auf jene kritischen Einwände – heraus, dass der Ausgang aus der proximalen Erlebenssphäre »symbolisch« zu verstehen sei: Auch beim Imaginieren im »as-if/what-if«-Modus (Zittoun & Gillespie, 2016, S. 35) würde sich das Erleben des Unmittelbaren fortsetzen, ohne dass dies ihre Kernannahme der Beheimatung der Imagination in der distalen Erlebenssphäre unterminierte (vgl. Zittoun & Glăveanu, 2017, S. 360). Verbunden mit der geschilderten Vorstellung der fließenden Übergänge zwischen den beiden Bewusstseins-sphären ziehen Zittoun und Gillespie (2016, S. 41) zudem in Erwägung, ob die Apperzeption, die sie nicht in ihren Ansatz aufnehmen (ebd., S. 130), z.T. imaginativ strukturiert sein könne. Hierbei geht es um den Brückenschlag zwischen dem Ab- und Anwesenden in imaginativen Prozessen, um die imaginativ durchdrungene Wahrnehmung oder mit

Wittgenstein gesprochen um das Wechselspiel zwischen »Sehen« (»seeing«) und »Sehen-Als« (»seeing-as«) (Tateo, 2015b, 2020).²⁹ Zittoun und Gillespie (2016, S. 41, Ü.d.V.) setzen dahingegen ihren Schwerpunkt auf die i.E. »prototypischeren« und von anderen Modi des Denkens »distinkteren« Imaginationsformen, welche eine (metaphorische) Abkopplung vom Unmittelbaren implizieren.

Gegenüberstellung der Imaginationsbegriffe

Kontrastierend sollen nun die Imaginationsbegriffe von Vygotskij sowie Zittoun und Gillespie unter Bemühung intertextueller Bezüge in einen Dialog gebracht werden.

Wie stellt sich nun die als Vermögen, Erfahrung und Tätigkeit verstehbare Imagination in den beiden Zugängen dar? Für Vygotskij ist die deliberative und kreative Imagination paradigmatisch, während Zittoun und Gillespie daneben auch unbewusst verlaufende Imaginationsvollzüge einschließen. Beiderseits wird die Imagination jedoch als Grundvoraussetzung der (partiellen) Freiheit und Autonomie des Subjektes angesehen. Als zentrales Charakteristikum gilt Vygotskij und auf dieser Basis auch Zittoun und Gillespie die Beschäftigung mit dem Abwesenden im Rahmen einer temporären Abspaltung vom Hier und Jetzt. Anders als in defizitorientierten Ansätzen (vgl. Pelaprat & Cole, 2011) steht nicht die reproduktive, sondern die produktive Imagination im Vordergrund, die u.a. der Expansion der Welterfahrung dient. Eine aus der Ausklammerung der grundlegenden Vermögen der Emotion und Motivation resultierende Schiefelage lässt sich des Weiteren keinem der Zugänge bescheinigen: Imagination kann mehr oder weniger stark hierin verankert sein, ist jedenfalls kein rein kognitiver Prozess, insofern als Imaginations Gefühle und motivationale Zustände evozieren und aus diesen hervorgehen.

Sowohl von Vygotskij (2004, S. 28) als auch bei Zittoun und Gillespie (2016) wird eine Klaviatur der Imaginationsspielarten geschildert. Bei Vygotskij begegnen wir u.a. einer Aufspaltung in einen »objektiven« oder »subjektiven« und einen ikonischen oder abstrakten Imaginationsstil. Abgewandelt greifen Zittoun und Gillespie (2016) – die sich detailliert verschiedenen Unterformen (wie Tagträumen und kontrafaktisches Denken) (ebd., S. 21ff.) und Situierungen der Imagination (z.B. beim Kochen) (ebd., S. 74ff.) widmen – die Binnendifferenzierung zwischen ikonischer und abstrakter Imagination in ihrer Dimension der Generalisierung auf und binden zusätzlich noch die der Plausibilität und Zeitlichkeit ein.

Nun zur Genese von Imaginationen: Während Vygotskij persönliche Erfahrungen als Grundbausteine der Imagination ausmacht, berücksichtigen Zittoun und Gillespie (2016, S. 56ff.) daneben eine Palette an Bausteinen, insbesondere heben sie aber die Bedeutung der semiotischen Ressourcen aus soziokulturellen Umwelten hervor. Vygotskijs Modellierung des Imaginationsprozesses fußt auf assoziationalistischen Prinzipien: Herausgegriffene bzw. »dissoziierte« Erfahrungselemente werden zu Imaginationsprodukten »assoziiert« (Vygotsky, 2004). Folgt man Jovchelovitch und Hawlina (2018, S. 136f.) ist die Forcierung der Komponente der persönlichen Erfahrung bei Vygotskij angesichts

29 Man denke exemplarisch an eine Situation, in der sich jemand, der ein verpacktes Geburtstagsgeschenk in Händen hält, vorstellt, was darin enthalten sein mag.

der Konnotation »ihrer profunden Individualität« (»its profound individuality«) (Vygotsky, 2004, S. 31) kritikwürdig³⁰ (auf die Rolle der nicht direkten, sondern vermittelten, imaginativ erzeugten Erfahrungen [ebd., S. 17] bei der Genese von Imaginationen werde nicht hinreichend eingegangen). Allerdings betonen auch Zittoun und Gillespie (2013, S. 130) den Stellenwert nicht nur der vermittelten, sondern auch der direkten persönlichen Weiterfahrungen für die Onto- und Mikrogenese der Imagination.

Bemängelt wird zudem Vygotskijs Abstellen auf eng umgrenzten Assoziationsmechanismen (u.a. der räumlichen und zeitlichen Kontiguität, der thematischen Ähnlichkeit und des Kontrasts) (vgl. Zittoun, Glăveanu & Hawlina, 2020, S. 151f.). Stellenweise mutet seine Theoretisierung in der Tat mechanistisch an, mitunter plädiert er jedoch – im Widerspruch dazu – für eine Pluralität oder Unbegrenztheit der Verknüpfungsweisen (Vygotsky, 1987, 1994b, S. 269).³¹ Zittoun, Glăveanu und Hawlina (2020, S. 152) üben ferner prinzipiell Kritik an der Vorstellung von Imagination als allein in Kombinationsprozessen wurzelnd: Imagination äußere sich auch in Prozessen der Perspektivübernahme und in »as if« und »what if« »explorations« (bspw. im Symbolspiel) – diese gingen in kombinatorischen Operationen nicht zwangsläufig auf und könnten sogar ohne ihre Mitwirkung funktionieren. Dieses Postulat bedarf m.E. weiterer Konkretisierungen, schließlich handelt es sich z.B. bei der Perspektivübernahme selbst um einen komplexen Prozess, der sich in verschiedene Operationen untergliedern lässt.

Die Ontogenese vollzieht sich jeweils als »dynamischer Kreis« (Jovchelovitch & Hawlina, 2018, S. 137, Ü.d.V.): Individuen entwickeln die »höhere« mentale Funktion ihrer kreativen Imagination in soziokulturellen Zusammenhängen und materialisieren und distribuieren ihre Erzeugnisse u.U., sodass diese wiederum von anderen gebraucht werden können. Zittoun und Gillespie (2016, S. 91f.) klassifizieren die Vygotskij'sche ontogenetische Position als »Kontinuitätshypothese« (»continuity hypothesis«), bei der Imagination fundamental aus dem kindlichen Als-ob-Spiel hervorgeht. Jedoch gebe es empirische Anhaltspunkte dafür, dass das Imaginieren im Vorfeld der Spieltätigkeit und zudem zeitgleich in anderen Handlungskontexten auftrete. Es ließe sich spezifizierend erwidern, dass ein solcher Entwicklungsverlauf bei Vygotskij für die Kindheit betont wird (obgleich auch andere Einflussfaktoren darin eine Rolle spielen), während der für die adoleszente Entwicklung beschriebene qualitative Wandel der Intellektualisierung

30 Demgemäß wird Vygotskijs (2004, S. 14f.) erstes Gesetz zum Verhältnis von Imagination und »Realität« von den Autorinnen (Jovchelovitch & Hawlina, 2018, S. 137, H.d.V.) umformuliert, indem sie »kulturell verfügbare Artefakte« (»culturally available artefacts« bzw. später »culture's artefacts«) anstelle von persönlichen Erfahrungen (u.a. »a person's previous experience«) einfügen: »Imagination depends on the richness and variety of *culturally available artefacts* because these provide the material from which the products of fantasy are constructed. The richer a *culture's artefacts*, the richer is the material that imagination [of individuals within that culture] has access to.«

31 Tatsächlich affirmiert er stellenweise Wundts Ausspruch, dass der Gedanke an eine Hochzeit mit dem an eine Beerdigung, nicht aber an Zahnschmerzen assoziierbar sei, und solche Assoziationen somit einer »inneren Logik« folgten (Vygotsky, 2004, S. 24f., Ü.d.V.). An einer sehr ähnlichen Wundt'schen Sentenz (der Unmöglichkeit einer mentalen Verknüpfung von »Schicksal« und »Zahnschmerzen«) übt er andersorts jedoch Kritik. Dabei distanziert er sich von den »assoziationsistischen Psychologen«, welche die Imagination irrtümlich mit der Gedächtnisfunktion gleichsetzten und ihre kreative Natur ausblendeten (Vygotsky, 1987, S. 341, Ü.d.V.).

selbstredend quer verläuft zu einer Etikettierung unter die Überschrift der »Kontinuität«. Zittoun und Gillespie (2016, S. 94ff.) gehen ihrerseits von einer »rekursiven Hypothese« (»recursive hypothesis«) aus. Dabei soll das Attribut »rekursiv« den vielgestaltigen und wechselseitig wirksamen Konstituenten der Imagination gerecht werden. Vordergründig entfaltet sich das Vermögen aus Sicht der Autor*innen in dialogischen Interaktionen mit anderen Menschen und Objekten in Erlebenssphären, wobei ihre Erzeugnisse üblicherweise mit der Zeit an Komplexität gewinnen.

Weiterhin wird der Imagination in beiden Ansätzen zugeschrieben, im Alltag omnipräsent zu sein, und fundamentale Funktionen für andere psychische Vermögen und menschliche Lebenswelten zu erfüllen, was der untenstehende Ausspruch von Vygotskij pointiert:

Imagination is the basis of all human activity and an important component of all aspects of cultural life. Absolutely everything around us that was created by the hand of man, the entire world of human culture, as distinct from the world of nature, all this is the product of human imagination and of creation based on this imagination. (Vygotsky, 2004, S. 9f.)

Jegliche Handlung, die Innovatives hervorbringt, und somit alle kulturellen Schöpfungen gründen demnach auf dem Fundament der produktiven Imagination. Auf der Klärung ihres Bedingungsgefüges mit dem hiervon distinkten rationalen und intellektuellen Denken liegt in Vygotskij's Explikationen ferner ein Akzent, was bei Zittoun und Kolleg*innen nicht in dieser Ausführlichkeit fortgeschrieben wird. Jedoch sprechen Gfeller und Zittoun (2021, S. 74) der Imagination eine weitreichende, in ihrer Ermöglichung des situationsungebundenen Denkens konditionale Funktion für komplexe kognitive Prozesse zu. Zittoun und Gillespie (2016, S. 130) verwehren sich dabei einer Gleichsetzung von Imagination und symbolischer Kapazität oder gar dem Denken an sich.

Insgesamt ist, so hoffe ich, deutlich geworden, dass die begrifflich-theoretischen Vorschläge von Zittoun und Gillespie in vielerlei, aber nicht in jedweder Hinsicht als Erweiterung und Elaboration der Vygotskij'schen Gedankengänge aufzufassen sind. Abseits der erörterten Differenzlinien, etwa hinsichtlich der konkreten mikro- und ontogenetischen Thesen, liegen ihre Parallelen u.a. in der Prämisse der temporalen Entkopplung von der proximalen Sphäre im Zuge der Imagination und im Fokus auf einer kreativen, den Erfahrungsschatz bereichernden und soziokulturell eingebetteten Imagination.

2.1.4 Imagination personaler Zukünfte

Zukunftsimagination

»Nos sumus tempora«, »wir sind die Zeit«, schrieb Augustinus etwa 410 n. Chr. (vgl. Assmann, 2013, S. 245). Jenseits ihrer physikalischen Dimension ist Zeit unhintergebar in menschliche Lebensvollzüge eingelassen. Über die temporale Verfasstheit unserer Existenzen hinaus wird sie subjektiv erlebt, sodass dieselbe Zeitspanne je nach Situation und

Stimmung verfliegen oder dahinschleichen kann. Unter den verschiedenen Blickwinkeln auf Zeit und Zeitlichkeit beschäftigt mich in dieser Studie, wie und welche »Räume« der kollektiv bedeutsamen Zukunft entworfen werden. Wir werden uns zunächst der Zukunftsimagination im Allgemeinen zuwenden, wobei im Großteil der psychologischen Abhandlungen hierunter primär die personale Dimension gefasst wird. Eingedenk des Umstands, dass mithin keine scharfe Linie zu ziehen ist zwischen Zukunftsentwürfen, die Kollektive (sei es eine Freundesgruppe, die Bewohner*innen der Heimatstadt, Europas oder der Welt) und solchen, die die eigene Person in den Blick nehmen, soll in der vorliegenden Studie auch das Beziehungsgeflecht beider Ebenen Beachtung finden.

In der Psychologie ist eine Reihe von Termini und Theorien im Umlauf, die die (personale) Zukunftsimagination berühren, z.B. Zukunftsorientierung (Nurmi, 1991; Seginer, 2008), Prospektion (Baumeister & Vohs, 2016; Gilbert & Wilson, 2007), (episodisches) Zukunftsdenken (D'Armentau & Mathy, 2011; Oettingen, 1997b; Szpunar, 2010), Future Time Perspective (Lewin, 1942; McInerney, 2004), zukunftsbezogene Simulation (Schacter, Addis & Buckner, 2008) und »possible selves« (Markus & Nurius, 1986; Markus & Ruvo, 1989). Für unsere Zwecke soll die Skizzierung dreier exemplarischer Forschungsansätze genügen, die verschiedenartige Schwerpunktsetzungen vornehmen: die vielrezipierte Forschung unter dem Stichwort des »mentalalen Zeitreisens«, die Bemühungen von Ernst Boesch, dem Begründer der symbolischen Handlungs- und Kulturpsychologie, und der besonders von Hazel Markus und Paula Nurius geprägte »possible selves«-Ansatz.³²

Vorbemerkungen zur menschlichen Zukunftsorientierung

Emphatisch proklamiert Abraham Maslow im Jahr 1968: »no theory of psychology will ever be complete which does not centrally incorporate the concept that man has his future within him, dynamically active at this present moment« (zit.n. de Saint-Laurent, Obradović & Carriere, 2018b, S. 3).

Mit Seligman und Kolleg*innen (2013) wurden in der Psychologie jüngst prominente Stimmen laut, die sich auf die These eines »prospektiven Gehirns« (Schacter, Addis & Buckner, 2007) berufend, für einen Kurswechsel zugunsten einer – i.E. aus der Psychologie verdrängten – teleologischen Anthropologie plädieren (Seligman, Railton, Baumeister et al., 2013, S. 119). Selbst wenn eine solche Prämisse Forschungen zugrunde liegt, würde sie vielerorts nur implizit anklingen. Zudem hingen noch zu viele Forschende der überholten Erklärung von Verhalten und Erleben durch vergangene Erfahrungen an (ebd., S. 136), welche die Schulen der Freud'schen Psychoanalyse und des Behaviorismus etabliert hätten (obwohl im letzteren Fall Einsichten in Lernprozesse paradoxerweise die Bedeutung des Antizipierens unterstrichen, ebd., S. 122). Vielmehr dächten Menschen (ebenso wie andere vernunftbegabte Tierarten) zukunftsorientiert, indem sie – gemäß

32 Diese Auswahl ist bei ersterem und dritterem darin begründet, dass diese Ansätze im »Hauptstrom« der Psychologie besonders wirkmächtig sind (was sich nicht zuletzt in der Zahl der Zitationen ausdrückt), bei zweiterem gründet dies auf der Passung zum kulturpsychologischen Ansatz dieser Arbeit (eine Affinität dazu ist, wie wir noch sehen werden, aber auch der »possible selves«-Konzeptualisierung zu attestieren).

ihrer Prospektionstheorie – »mögliche Handlungen und [ihre] Ergebnisse« anhand von Kosten-Nutzen-Abwägungen evaluativ repräsentierten (ebd., S. 120, Ü.d.V.).

Zu bemängeln ist an dieser Argumentation zunächst, dass das Zukunftsdenken darin rationalistisch verkürzt sowie dichotomisierend ausgespielt wird gegen das vergangenheitsbezogene Denken (vgl. auch Fukukura, Helzer & Ferguson, 2013, S. 147). Ob jene Behauptung einer »stiefmütterlichen« Behandlung ferner zutrifft, mag man in Zweifel ziehen. Stattdessen ließe sich argumentieren, dass heutzutage gerade das Bild des rational antizipierenden Menschen in der Hauptstoßrichtung der Psychologie gang und gäbe ist. Laut Fukukura, Helzer und Ferguson (ebd., S. 146) ist seit den 1960er Jahren eine Blüte der Zukunftsberücksichtigung zu verzeichnen, was auch das obige Zitat von Maslow illustrieren mag. Obgleich in einigen Punkten Diskussionsbedarf besteht, ist Seligman und Kolleg*innen in ihrer Kritik daran, dass eine Darlegung anthropologischer Vorannahmen in der Psychologie meist ausgeklammert wird und in ihrer Betonung der Zukunftsorientiertheit der menschlichen Psyche beizupflichten (vgl. u.a. Boesch, 1991; Jovchelovitch & Hawlina, 2018; Schacter, Addis & Buckner, 2007; Vygotzky, 2004).

Mentales Zeitreisen: Das Antizipieren von Zukünften unter einem neurowissenschaftlichen Vorzeichen

Einer diametralen Gegenüberstellung von vergangenheits- und zukunftsbezogenem Denken läuft das Forschungsprogramm des mentalen Zeitreisens (»mental time travel«) zuwider. Die unter diesem Stichwort gebündelten Beiträge zielen nicht ausschließlich (vgl. Merck, Topcu & Hirst, 2016), aber überwiegend auf personenzentrierte Inhalte und sind zumeist einem neurowissenschaftlichen Forschungsparadigma verpflichtet. Oftmals wird genealogisch Rekurs auf Endel Tulving (1985) genommen, welchem die Unterscheidung zwischen dem semantischen, episodischen und prozeduralen Gedächtnissystem zu verdanken ist. In ihrem Zentrum steht die von ihm erstmals formulierte, mehrfach empirisch bestätigte »constructive episodic simulation«-Hypothese (Schacter, Addis & Buckner, 2007), wonach beim episodischen Erinnern und beim Imaginieren von zukünftigen Erfahrungen überlappende Aktivierungsmuster im Gehirn vorliegen. Darauf basierend wurden Zeitreisen in die Vergangenheit, Zukunft und bei Epstude und Peertz (2012) auch in alternative Gegenwart (diskutiert unter dem Begriff des kontrafaktischen Denkens; Roese & Epstude, 2017) konzeptuell zusammengefasst. Das Antizipieren – von Epstude und Peertz in Planungsaktivitäten, Erwartungen und das Fantasieren über angestrebte Zielzustände unterteilt – wird dabei mit Suddendorf und Corballis (2007) als Demarkationslinie zwischen Menschen und (nicht-menschlichen) Tieren geschildert (Epstude & Peertz, 2012, S. 269), was sich in einem Versuch mit Vögeln nicht bestätigen ließ (Raby, Alexis, Dickinson et al., 2007). In der menschlichen Ontogenese tritt das Antizipieren erstmals im dritten oder vierten Lebensjahr auf (vgl. Gilbert & Wilson, 2007, S. 1352).

Eine kürzlich stärker anvisierte Facette des antizipatorischen mentalen Zeitreisens ist das *episodische Zukunftsdenken* (Szpunar, 2010; Szpunar & Radvansky, 2016), welches sich aus der Analogie zum Konzept des episodischen Gedächtnisses ableitet. Neben der Verfasstheit in Ereignissequenzen diskutiert Szpunar (2010, S. 145) hierfür das Kriterium der Bezugnahme auf den eigenen Lebensvollzug und der Plausibilität. Untersucht

wurde die Auftretenshäufigkeit episodischer Zukunftsimaginationen in einer Tracking-Studie mit Studierenden im Globalen Norden (D'Argembeau, Renaud & van der Linden, 2011). Dabei gaben die Proband*innen im Mittel an, 59-mal am Tag oder einmal alle 16 Minuten an ihre Zukunft zu denken und im zweiten Teil des Experiments wurden 42,5 Prozent der Zukunftsüberlegungen als episodisch eingestuft (ebd., S. 99, 101).

Nimmt man die qualitative Dimension der Zukunftsantizipation ins Visier, so ist unter den diesbezüglichen Evidenzen wohl die optimistische »Verzerrung« besonders bemerkenswert. D.h. Menschen neigen dazu, von einer Optimierung ihres Lebens in der Zukunft auszugehen, selbst wenn »objektiv« gesehen wenig Anlass zu einer solchen Hoffnung besteht (vgl. Suddendorf, Addis & Corballis, 2009, S. 1322).

Ernst E. Boesch: »Zukunftsantizipationen als Zielvorstellungen«

Ernst E. Boesch (1991) wies der Zukunftsantizipation in seiner »symbolischen Handlungstheorie und Kulturpsychologie« (bzw. »symbolic action theory and cultural psychology«) eine Schlüsselrolle zu. Um die Einordnung seiner Ausführungen zu erleichtern, seien zunächst grundlegende theoretische Rahmungen vorangestellt. Entgegen der Grundstimmung in der Psychologie der 1950er Jahre, als er mit der Formulierung erster Theoreme begann, ist Boesch an dem an das Symbolische geknüpfte Handeln interessiert (Eckensberger, 1997, S. 278). Davon zeugt auch sein in der später elaborierten Theorie der symbolischen Handlungs- und Kulturtheorie ausformulierter Begriff von Kultur als externes »Handlungsfeld« (»field of action«) (Boesch, 1991, S. 30ff.). Die Prämisse der symbolischen Verfasstheit von Handlungen schöpft sich aus ihrer Einbettung in drei Referenzsysteme (Boesch, 2001, S. 479f.): erstens Kultur, in der Objekte und Ereignisse mit Bedeutungen assoziiert sind, zweitens biographische Erfahrungen im jeweiligen kulturellen Feld und drittens Antizipationen, die Handlungen inhärente Ziel- und Zukunftsgerichtetheit. In diesem Zusammenhang ist der (verschiedenartig aufgefächerte; Allolio-Näcke, 2018) Kernbegriff der *Polyvalenz* anzusiedeln, der u.a. die Vielbestimmtheit menschlichen Handelns durch mannigfaltige Motive und Ziele zum Ausdruck bringt. Allerdings stehen diese anthropologische Prämisse seiner symbolischen Handlungstheorie und Kulturpsychologie ebenso wie einige seiner empirischen Arbeiten zu komplexen Phänomenen wie Sehnsucht (z.B. Boesch, 1998, 2021) in einem Spannungsverhältnis zu Boeschs stellenweise hervortretendem Beharren auf einem intentionalistischen Handlungskonzept (Straub, 2020b, S. 67; für eine Handlungstypologie unter Berücksichtigung der Kreativität des Handelns siehe Straub, 1999, S. 56ff.).

Nun ausführlicher zur bereits gestreiften Zukunftsantizipation: Wir haben gesehen, dass dieser in der psychologischen Anthropologie Boeschs ein maßgeblicher Stellenwert zukommt, in diesem Geiste proklamiert er auch: »Unser Ich ist ebenso sehr ein real erfahrenes, wie ein antizipiertes [...]« (Boesch, 1986, S. 18). Die Fähigkeit, Vorstellungen des Zukünftigen, Noch-nicht-Geschehenen, Möglichen und nicht notwendigerweise zeitlich Lokalisierten auszuformen, geht hier in der Kindheit aus Konfrontationen mit sozialen Zeitlichkeitsmarkern sowie Erlebnissen des Wandels und des Wartens hervor (ebd., S. 12ff.). Zukunftsantizipationen werden ferner in enge Verwandtschaft zum Konzept der »Zielvorstellung« gerückt: »In der Tat *funktionieren Zukunftsantizipationen als Zielvorstellungen* [...]« (ebd., S. 17, H.d.V.). Ihnen beiden sei zu eigen, dass sie – abhängig von

ihrer Ausprägung auf den Kontinuen der Valenz (ob es sich etwa um eine Wunsch- oder Bedrohungsvorstellung handelt) und Distanz (der angenommenen temporalen Entfernung zum Ereignis bzw. zur Zielerfüllung) – mehr oder weniger Handlungsenergie evozierten (ebd.). Auch positive Fantasien könnten in einer Herabsenkung der Handlungsbereitschaft münden, gesetzt den Fall, dass diese als Ersatzbefriedigungen fungierten (Boesch, 1991). Hinzu kommt der dritte Parameter der subjektiven Wahrscheinlichkeit, mit der ein Geschehen vermeintlich eintritt. Augenscheinlich wird die Affinität dieser Theoretisierung zu den motivationstheoretischen »Erwartung-mal-Wert«-Modellen à la Atkinson und Heckhausen (Oettingen, 1997a, S. 355). In Abgrenzung dazu finden die Polyvalenz von Handlungen und ihre Einbettung in soziokulturelle Umwelten bei Boesch Berücksichtigung. Begrenzt werden die Vorstellungen des Zukünftigen z.B. durch sog. »Soll-Werte« bzw. geteilte Normvorstellungen (Boesch, 1991, S. 103ff.).

Mit der Zukunftsantizipation lassen sich daneben auch zwei zentrale Bausteine seines Theoriegerüsts in Resonanz bringen, die »*Fantasmen*« und »*Fantasien*«. Bei dem »*Fantasmus*« haben wir es mit einem Handlungsschema, einem übergeordneten Ziel, zu tun, das gleichsam als kognitives Werkzeug zur Erzeugung konkreterer »*Fantasien*« fungiert (ebd., S. 123ff., Ü.d.V.). So ist vorstellbar, dass eine alleinlebende Person mit einem »*Bedrohungs-Fantasmus*« (»*threat fantasm*«, ebd., S. 126) des Nachts die Fantasie wachhält, jemand könne in ihre Wohnung einbrechen. Deutlich wird vor dem Hintergrund der Gleichsetzung mit übergeordneten (anzustrebenden oder zu vermeidenden) Zielen die Zukunftsbezogenheit der Konzepte. Das Äquivalent zu den noch zu eruierenden »*possible selves*« nach Markus und Nurius (1986) sind bei Boesch (1991, S. 308) dabei vornehmlich, aber nicht ausschließlich die »*anticipatory self-fantasms*« (vgl. Oettingen, 1997a, S. 356f.). In Boesch's Theorie des Imaginären erhält des Weiteren mit den Mythen, welche in Gruppen vorherrschende Verhaltensregeln und deren Begründungen transportieren, die Dimension des Kollektiven zusätzliches Gewicht. Das »*sozialisierte Individuum*« (»*socialized individual*«) generiert sich demnach aus dem wechselseitigen Assimilationsprozess von hierzu affinen Mythen in die bestehenden Fantasmen einerseits und von Fantasmen in die internalisierten Mythen andererseits (Boesch, 1991, S. 125). Alles in allem wird das zukunftsbezogene Imaginieren (bezeichnet durch die Begriffe Zukunftsantizipation, -perspektive und -vorstellung) und seine Manifestationen (d.h. Ziel- und Zukunftsvorstellungen sowie -antizipationen, Fantasmen und Fantasien) in den Dienst des zielorientierten Handelns gestellt. Zukunftsvorstellungen sind in ihrer Funktion als spezifische oder übergeordnete Ziele »*komplexe Handlungsdeterminanten*« (Boesch, 1986, S. 18). Die grundlegende Frage lautet, inwiefern es diese vermögen, das »*subjektive Handlungspotenzial*« zu stärken, was maßgeblich von den bereits eingeführten Dimensionen der »*Valenz*«, »*Distanz*« und »*subjektiven Wahrscheinlichkeit*« abhängt (ebd., S. 17f.). Zweierlei sich diametral gegenüberstehende allgemeine Auswirkungen von Zukunftsvorstellungen auf das Handlungspotenzial seien in diesem Zusammenhang plausibel (ebd., S. 18): seine Dämpfung, erwachsend aus der Unkenntnis und Unverfügbarkeit des Zukünftigen, oder sein Erstarken im Bewusstsein der (vermeintlichen) Gestaltungsmöglichkeiten in der Zukunft (d.h. der Möglichkeit, wahrgenommene Schwächen zu kompensieren, Unerwünschtes zu verhindern oder einen erstrebenswerten Zielzustand zu erreichen).

Hazel Markus und Paula Nurius sowie Martin Erikson: »Possible Selves« als Bestandteil des Selbstkonzepts

Wenn sich eine Schülerin vorstellt, wie sie in den kommenden Sommerferien am Strand liegt, oder wenn ein Achtzigjähriger mit Bangen an sein möglicherweise bevorstehendes Leben im Seniorenheim denkt, kommen »possible selves« zutage. Nach Hazel Markus und Paula Nurius (1986) sind diese einer Domäne des Selbstkonzepts zugehörig, das als »a system of affective-cognitive structures« verstanden wird (ebd., S. 955). Grundsätzlich werden unter »possible selves« Imaginationen des Selbst in zukünftigen Situationen gefasst, die sprachlich wie bildlich kodiert vorliegen können. Ermöglichend und begrenzend für ihre Ausformung seien Erfahrungen in soziokulturellen Umwelten, wofür verschiedene Mechanismen in Frage kämen u. a., worauf das soziale Umfeld die Aufmerksamkeit des Individuums lenkt, welche Rollenmodelle es kennenlernt, mit welchen medialen Darstellungen es in Berührung kommt usw. Zugleich wird die (partielle) Autonomie in dieser Konzeptualisierung nicht abgesprochen, vielmehr könnten Menschen, indem sie »mögliche Selbst« auswählen und ausbilden, zu »aktiven Produzenten ihrer eigenen Entwicklung« avancieren (Markus & Nurius, 1986, S. 955, Ü.d.V.). Als »cognitive manifestations of enduring goals, aspirations, motives, fears, threats« (Markus & Nurius, 1987, zit.n. Erikson, 2007, S. 349) wird den »possible selves« somit eine Schlüsselfunktion für die Initiation und Aufrechterhaltung von Handlungen zugestanden. Wie Markus und Ruvoilo (1989, S. 211, Ü.d.V.) schreiben, schlagen diese damit eine »Brücke aus Selbst-Repräsentationen zwischen dem eigenen aktuellen Zustand und dem erwünschten oder erhofften Zustand«. Darüber hinaus dienen »possible selves« als Vergleichsmaßstäbe, an denen die im Hier und Jetzt verankerten Selbstbilder und Erfahrungen gemessen werden können.

Angesichts der in den auf das Konzept rekurrierenden Studien beobachteten terminologischen Verwässerung auf der einen und Engführungen auf der anderen Seite versucht sich Erikson (2007) an einer stärkeren Konturierung der »possible selves«. Dabei betont er die Verankerung dieser »Revitalisierung« in der ursprünglichen Konzeptualisierung (ebd., S. 348, Ü.d.V.) und legt folgende konkretisierende Definition vor:

Possible selves are conceptions of our selves in the future, including, at least to some degree, an experience of being an agent in a future situation. Possible selves get vital parts of their meaning in interplay with the self-concept, which they in turn moderate, as well as from their social and cultural context. (Erikson, 2007, S. 356)

Eine hier hervorgehobene konzeptuelle Konturierung ist die Kopplung an Imaginationen, in denen das Subjekt als Akteur*in in Erscheinung tritt. Um von »agency« sprechen zu können, sei es erforderlich, dass man eine vorgestellte zukünftige Situation aus einer Innenperspektive erlebt. Selbst wenn Vorstellungen, wie im Falle der Trauer um einen nahen Verwandten, Widerfahrnischarakter hätten, könne man sich nach Erikson als Akteur*in empfinden, vorausgesetzt diese Situation werde »von innen« (»from the inside«) imaginiert (ebd., S. 352). In diesem Zusammenhang unterstreicht er präzisierend, dass »possible selves« nicht als isolierte mentale Repräsentationen, sondern als integrale Bestandteile des Selbstkonzepts nach Markus und Wurf (1987) aufzufassen sind, die in

Wechselwirkung zu den »Selbst-Schemata« (»self-schemata«) stünden (Erikson, 2007, S. 354). Im Anschluss an die Prämisse ihrer soziokulturellen Konstitution trägt Erikson (2007, S. 354f.) der Bedeutungsstrukturierung menschlichen Erlebens und Erfahrens mit Bruner (2000) Rechnung, indem er »possible selves« als »erfahrene Bedeutung« (»experienced meaning«) skizziert. Ihre angemessene Erforschung (die jenseits weniger abstrakter Forderungen nicht spezifiziert wird) könne zudem durch eine (auch problematisierte) Rahmung als Erzählung erleichtert werden.

In der vorliegenden Studie kann an jene von Erikson hervorgehobene hermeneutische Stoßrichtung »angedockt« werden. Ihm ist darin zuzustimmen, dass die Elaborationen von Markus und Nurius konkretisierungsbedürftig bleiben und dass ein sinnvoller Begriff der »möglichen Selbst« gewiss Selbst-Bewusstsein involvieren muss. Dennoch erscheint das von ihm explizierte Kriterium der imaginativen Erfahrung aus der Innensicht (u.a. Erikson, 2007, S. 348, 349, 352), das folglich sinnesbezogene Imaginationen anvisiert, m.E. nicht nur in vielen Fällen forschungspragmatisch schwerlich einlösbar, sondern auch prinzipiell unnötig rigoros. Dadurch werden sowohl abstrakte bzw. nicht primär sinnesbezogene Imaginationen unabhängig von persönlichen Relevanzsetzungen ausgeklammert als auch solche, bei denen man sich »von außen« beobachtet. Für mein Dafürhalten könnte ein elaboriertes Konzept der »possible selves«, zu dem Erikson sicherlich einen Beitrag geleistet hat, anstatt dessen von sinnvollen Binnendifferenzierungen profitieren, bspw. dahingehend, inwieweit die möglichen Selbst als erwünscht oder unerwünscht sowie konkret (und damit einhergehend ggf. sinnesbezogen) oder abstrakt zu beurteilen sind.

Abschließende Überlegungen: Imagination personaler Zukünfte

Ausgehend von der Annahme der fundamentalen menschlichen Zukunftsorientierung haben wir uns in diesem Abschnitt verschiedenen Konzepten und Befunden des primär personal ausgerichteten Zukunftsdenkens gewidmet. Das Forschungsparadigma unter der Überschrift des »mentalzen Zeitreisens« ist neurowissenschaftlich ausgerichtet. Dementsprechend stehen u.a. Fragen der hirnephysiologischen Basis von Prozessen wie Erinnern und Zukunftsimation im Vordergrund, sodass dieser Forschungszweig für den Umgang mit den qualitativen Daten dieser Studie nur sekundär relevant sein kann. Die Explikationen von Boesch sowie Markus und Nurius weisen Parallelen auf. In beiden Vorschlägen wird die Zukunftsimation eingerahmt in Theorien des Selbst, die zudem gewisse Überschneidungen aufweisen (so ist bspw. das Verhältnis von »possible selves« und »Selbstschemata« analog zu jenem zwischen »Fantasien« und »Fantasmen«). Beiderseits können die Imaginationen auf motivationaler Ebene als Ziele fungieren, doch werden sie von Boesch prägnanter darauf fokussiert bzw. teleologisch zugespitzt als vor allem in Eriksons Vorschlägen. Zusätzlich zu dieser Einengung erschwert die Unübersichtlichkeit des »Dickichts« von sich überlappenden Begrifflichkeiten die Navigation entlang von Boeschs Ausführungen. Unter Berücksichtigung der aufgeworfenen Fragezeichen und Limitationen werde ich bei der Beleuchtung der daran anschlussfähigen personalen Zukunftsentwürfe, die sich an der Schnittstelle von gruppenbezogenen Zukünften artikulieren, vorwiegend auf die »possible selves«

Begrifflichkeit als »sensibilisierendes Konzept« (»sensitizing concept«) (Blumer, 1954, S. 7) rekurren.

2.1.5 Imagination kollektiver Zukünfte

Einleitende Sondierungen

Um 1770 etablierte sich sowohl der Kollektivsingular »Geschichte« anstelle von »Geschichten« als auch der Begriff der »Zukunft« anstelle jenes des »Zukünftigen« (Assmann, 2013, S. 48). Laut Lucius Hölscher (2011, S. 403) sprach man bereits im ausgehenden 15. Jahrhundert von »Zukunft«, allerdings wurde darunter die »Ankunft« von jemandem verstanden, erst ab der Mitte des 18. Jahrhunderts erhielt der Begriff seine abstrakte zeitliche Konnotation als das (nach der Gegenwart) Kommende. In diesem Zeitraum kann auch der Beginn des Siegeszugs der objektivierten Zeit als synchronisierendes »Ordnungskonzept« angesiedelt werden (Assmann, 2013, S. 48).

De Saint-Laurent, Obradović und Carriere (2018b, S. 5) ziehen aus ihrer Sichtung der sozialwissenschaftlichen mit Zukunft beschäftigten Literatur das Fazit, dass hierin eine Faszination für den Gegenstand der Imagination kollektiver Zukünfte durchscheint. Dennoch werde dieser meist nur indirekt im Zuge folgender benachbarter (allesamt in dieser Arbeit bedeutsamer) Themenkomplexe und Fragen behandelt (ebd., S. 5–7, Ü.d.V.): kollektives Gedächtnis (»Woher kommen wir?«), soziale Identität (»Wer sind wir?«), »collective action« in sozialen Bewegungen (»Wohin können wir die Zukunft bewegen?«) und Imagination. Szpunar und Szpunar (2016, S. 377) weisen zudem darauf hin, dass die Erforschung des Zukunftsdenkens an einer personalen Schlagseite leidet und dementsprechend beide (in dieser Studie verschränkte) Auslegungen von Kollektivität, die Zukunftsimagination in Gruppen und die Imagination gruppenbezogener Zukünfte, vernachlässigt wurden.

Wenngleich eine eigenständige, umfassende Theorie der Imagination kollektiver Zukünfte ein Desiderat in der Forschungsliteratur bildet, finden sich vereinzelt – und in besonderer Dichte im Sammelband »Imagining collective futures« (de Saint-Laurent, Obradović & Carriere, 2018a) – damit befasste theoretisch-begriffliche Explikationen mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen. Dazu gehören die Beiträge von Glăveanu (2018a), de Saint-Laurent (2018b), Carriere (2018), Welzer (2011b), Szpunar und Szpunar (2016) und Zittoun und Gillespie (2018), wobei letztere Autor*innen ebenso wie Glăveanu ihre Ausführungen auf das Phänomen der gruppenbezogenen Zukunftsimagination von Kollektiven münzen.

Betrachten wir nun die *Inhalte* der Imagination gruppenbezogener Zukünfte, so eröffnet sich ein weites, aus unterschiedlichen (disziplinären) Perspektiven »beackertes« Forschungsfeld (siehe die Kap. 2.2 und 2.3). Diesbezüglich drängen sich die Termini »Utopie« und »Dystopie« auf, wobei ersterer auf eine Wortneuschöpfung von Thomas Morus zurückgeht, der 1516 die literarische Fiktion einer Gesellschaft auf der Insel »Uto-

pia« veröffentlichte.³³ Zusammengesetzt aus den griechischen Wörtern »ou« (nicht) und »topos« (Ort) sowie »eu« (gut) und »topos«, erschafft er den Begriff der »Utopie« als Horizont eines nicht-existenten und somit unerreichbaren, im Vergleich zum Hier und Jetzt glücklicheren Ortes (vgl. Jovchelovitch & Hawlina, 2018, S. 130). Als emblematisch für das Genre der Dystopie, dessen wohl bedeutendste zeitgenössische Vertreterin die kanadische Literaturnobelpreisträgerin Margaret Atwood ist, gelten bekanntlich u.a. George Orwells »1984« und Aldous Huxleys »Schöne neue Welt«. Oftmals werden an diese Begrifflichkeiten weitreichende definitorische Charakteristika gebunden, etwa das Kriterium, dass es sich bei derlei Konstruktionen um umfassende gedankliche Gebilde »sozialer und politischer Reorganisation« handeln sollte (vgl. Jovchelovitch & Hawlina, 2018, S. 133, Ü.d.V.). Dem schließe ich mich in dieser Arbeit jedoch nicht an und spreche vielmehr weit gefasst und in Anlehnung an die Begriffsverwendung der Teilnehmenden von dystopischen als unerwünschten und utopischen als erwünschten Entwürfen. Es lassen sich darüber hinaus noch weitere Binnendifferenzierungen von gruppenbezogenen Zukunftsimaginationen in der Forschungsliteratur finden. So unterscheiden Szpunar und Szpunar (2016, S. 379) – in Analogie zu einer von Wertsch (2002) für kollektive Gedächtnisse geprägten Unterscheidung – zwischen spezifischen und schematischen Zukunftseignissen (etwa die durch einen Atomkrieg herbeigeführte Auslöschung aller Menschen in zehn Jahren vs. eine zunehmende Technologisierung). Zuletzt sei noch mit Hölscher (2011, S. 401) darauf verwiesen, dass es sich bei Zukunftsvorstellungen im Allgemeinen um »luftige Gebilde« handelt, d.h. um schwerlich greifbare und prinzipiell unwissbare Gehalte mit einer oftmals geringen Halbwertszeit bzw. hohen Flüchtigkeit.

Im weiteren Verlauf werde ich das hier interessierende Phänomen der Imagination kollektiver Zukünfte zunächst in Sondierungen zum Geschichtsbewusstsein einrahmen und in diesem Zusammenhang seine wechselseitige Konstitution im Zusammenspiel mit Imaginationen kollektiver Vergangenheiten und Gegenwart anvisieren. Daran anknüpfend soll die kollaborative Produktion von Zukunftsimaginationen in Gruppen in den Blick geraten. Am Schluss dieses Kapitels erfolgt eine synthetisierende vorläufige Definition der für meine Arbeit leitenden Grundbegrifflichkeit.

Die Imagination kollektiver Zukünfte als Komponente des Geschichtsbewusstseins: Grundbegriffe und Thesen

Die Imagination von auf Kollektive bezogenen Zukünften wird in dieser Arbeit als integraler Bestandteil des Geschichtsbewusstseins verstanden. Anders als in solchen Bestimmungen, die jene lediglich als Derivat der Vergangenheits(re)konstruktion positionieren (z.B. Pethes & Ruchatz, 2001, S. 223), soll historisches Bewusstsein hier mit Kölbl (2004, S. 17) in einer die Zukunftsimagination gleichberechtigt integrierenden

33 Während dieser Text – neben Platons »Staat« – gemeinhin als exemplarisch und bahnbrechend für seine Gattung verhandelt wird, geriet weitestgehend in Vergessenheit, dass Christine de Pizan, eine französische Autorin und Philosophin, bereits über hundert Jahre zuvor (im Jahr 1405) einen damals kontrovers debattierten utopischen Entwurf vorgelegt hatte. In ihrem feministischen »Buch von der Stadt der Frauen« können die Bewohnerinnen – ungestört von der Misogynie ihrer Zeitgenossen – ihre Fähigkeiten und Tugenden entfalten und ihre Rechte wahrnehmen (Zeh, 2021).

Weise begriffen werden als »mentale[r] Struktur, die bei unserem Umgang mit der kollektiv bedeutsamen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als zugrundeliegend gedacht werden muß«. Gleichwohl das zukunftsbezogene Denken in unterschiedlicher Gewichtung Eingang findet in terminologische Überlegungen zum Geschichtsbewusstsein, liegt doch das Augenmerk in den daran anschließenden theoretischen und empirischen Bemühungen äußerst selten darauf. In dieser Hinsicht lässt sich jedoch jüngst – entfacht u.a. durch die neurowissenschaftlichen Erkenntnisse von Schacter, Addis und Buckner (2007) und gesellschaftliche Debatten rund um die Notwendigkeit einer sozioökologischen Transformation – eine verstärkte Zuwendung zur Zukunftsdimension konstatieren (vgl. Erll, 2017, S. 117ff.).

Eine Annäherung an die Frage, wie nun die Imagination kollektiver Zukünfte eingebunden in die oben zitierte Definition von Geschichtsbewusstsein zu konturieren ist, erfordert zuvorderst eine gründlichere Offenlegung dessen, wie dieses begriffen wird.

Geschichte wird in diesem Zusammenhang einerseits aufgefasst als »historische Zeitkonstruktionen« (Kölbl & Straub, 2003, S. 77): Sie ist nicht einfach gegeben und im Rückgriff auf Gedächtnisse als »Archive« (Brockmeier, 2010) exakt repräsentierbar, sondern wird von Individuen und Gruppen im Zuge »symbolischer, kommunikativer bzw. diskursiver Handlungen« aktiv hergestellt (Kölbl & Straub, 2003, S. 79). In Konstruktionsvollzügen oder »memory acts« (de Saint-Laurent, 2018a) werden »kollektive Erfahrungen und Erwartungen in einen temporalen Zusammenhang gebracht und mit Sinn und Bedeutung versehen (Kölbl & Straub, 2003, S. 77, H.i.O.). Von dieser Warte aus besehen treten zahlreiche Geschichten in ihrer »Gemachtheit« an die Stelle der Singularität einer vermeintlich »in Stein gemeißelten« monolithischen Geschichte. Andererseits halten Kölbl und Straub (ebd., S. 81) fest, dass Historie – ihrer zweifachen Natur gemäß – nicht nur als Konstruktion, sondern stets auch als »Geschehen« aufzufassen sei, auf das in historischen Erzählungen rekurriert wird. Diese Referenzialität kommt unhintergebar zum Ausdruck in der – von der verwissenschaftlichten Befassung mit Geschichte abzugrenzenden – existenziellen »Verstricktheit« von Menschen in Geschichte (siehe Kölbl, 2004, S. 228). Mit besonderer Drastik zeigt sich diese bei den Überlebenden von Genoziden und ihren Nachkommen im mentalen Wiederdurchleben traumatischer Geschehnisse (Kölbl & Straub, 2003, S. 81).

Eng mit dem Terminus des Geschichtsbewusstseins verwoben ist die ursprünglich von Maurice Halbwachs und Aby Warburg separat in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts etablierte Rede vom »kollektiven« oder »sozialen Gedächtnis«. Bedenkt man die Problematik des Transfers individualpsychologischer Termini auf Kollektive (schließlich kann es weder ein Kollektivgedächtnis noch eine Kollektiverinnerung im eigentlichen Sinne geben) sind solche Konstruktionen als Metaphern aufzufassen. Nach Jan und Aleida Assmann ist das kollektive Gedächtnis wiederum unterteilbar in zwei Entitäten: das kulturelle Gedächtnis und das kommunikative oder »Alltagsgedächtnis« (Assmann, 1988). Sind kollektiv bedeutsame Erinnerungen noch intergenerational vermittelbar, bspw. in Familiengesprächen (siehe z.B. die Studie von Welzer, 2008), gehören sie dem kommunikativen Gedächtnis an. Dieses sich auf Alltagsgespräche stützende gesellschaftliche Kurzzeitgedächtnis ist durch die menschliche Lebensdauer auf eine Spanne von 80 bis »allerhöchstens« 100 Jahren begrenzt (Assmann, 1988, S. 11). Insofern ist auch das Erinnern an die Schoah, von der immer weniger Zeitzeug*innen

berichten können, derzeit im Übergang vom kommunikativen ins kulturelle Gedächtnis begriffen. Eine Vergegenwärtigung zeitlich weiter zurückliegender Geschehnisse und Perioden, wie z.B. der demokratischen Praxis im antiken Griechenland, ist dahingegen gänzlich auf das kulturelle Gedächtnis angewiesen. Verkörpert ist dieses in gesellschaftlich geteilten Archiven, bestehend u.a. aus konservierten schriftlichen Zeugnissen, Bildern und Riten, die sich Individuen in verschiedenen Räumen (etwa in Museen oder im Internet) zu eigen machen können. Das Geschichtsbewusstsein bedarf des individuellen Gedächtnisses ebenso wie der kollektiven Gedächtnisse. Es kann dabei auf beide »*Außendimensionen*« (Assmann, 1992, S. 19f.), auf kulturelle und kommunikative Gedächtnisse, zurückgreifen und wird hierdurch geformt. Damit einher geht die »*Jemeinigkeit*« (Kölbl, 2004, S. 31f.) des soziokulturell geprägten individuellen Gedächtnisses: Jedwede »*Sammlung*« bzw. jedes »*collected memory*« (Olick, 1999) hat ihren einzigartigen Fingerabdruck, da sie auf der Teilhabe an und der Aneignung von Inhalten aus verschiedenen kollektiven Gedächtnissen beruht.

In diesem Zusammenhang lässt sich das Geschichtsbewusstsein oder historische Sinnbildung auch als »*personale Kompetenz*« verstehen und beforschen, die Individuen im Zuge ihrer Sozialisation erlernen können (Kölbl & Straub, 2003, S. 84ff.; Kölbl, 2004). Zentral ist ihre Angewiesenheit auf historisches Wissen, dessen bereichsspezifischer Erwerb bislang unterbeleuchtet blieb (aber siehe z.B. Kölbl, 2004), wohingegen für andere Wissensdomänen (z.B. Biologie) zahlreiche Studien vorliegen (Kölbl & Straub, 2003, S. 88). Ein »entwickelter« Begriff« des Geschichtsbewusstseins konstituiert sich aus einer Vielzahl an Kompetenzen, wie bspw. der Gedächtnis- und Erinnerungsfunktion, der Sprachkompetenz und – nicht zuletzt – aus dem Vermögen, Erzählungen zu bilden (ebd., S. 84).

Die These von der *narrativen Verfasstheit* des Geschichtsbewusstseins wurde wesentlich von Jürgen Straub (1998b), auch gemeinsam mit Gerald Echterhoff (Echterhoff & Straub, 2003, 2004), unter dem anthropologischen Vorzeichen des »*homo narrators*« (Boesch, 2000) in den Forschungsdiskurs eingebracht. Strukturiert werden Erzählungen, die Sarbin (1986, S. 3) als »[...] symbolized account of actions of human beings that has a temporal dimension« definiert, durch ihre Dreiteilung in Anfang, Mitte und Schluss, wie sie schon Aristoteles in seiner »*Poetik*« schilderte. Der Erzählmitte räumen die meisten narrationstheoretischen Ansätze eine Schlüsselstellung ein: Hier widerfahren den Akteur*innen Ereignisse überraschenden oder/und krisenhaften Ausmaßes, wodurch sie an der Realisierung ihrer Vorhaben gehindert und mit der Unwägbarkeit von Lebensvollzügen konfrontiert werden (Kölbl & Straub, 2003, S. 88; Straub, 2020a, S. 253). Geschehnisse können jedoch in vielfacher Weise zeitlich geordnet werden. Das VGZ-Schema, d.h. die lineare Verkettung von Vergangenheitsrepräsentationen, Gegenwartsdeutungen und Zukunftserwartungen, und das zuweilen vereinfachend sog. nicht-westlichen Gesellschaften zugeschriebene zyklische Geschichtsschema sind mitnichten die einzigen Varianten des narrativen In-Beziehung-Setzens von Zeitformen (vgl. Kölbl & Straub, 2003, S. 77).

Relevant sind in diesem Kontext auch die verschiedenen von Straub (1998a, S. 124ff.) in Anschlag gebrachten *Funktionen des historischen Erzählens*: Diese reichen von der Wirklichkeits- und Bedeutungskonstitution über die Bearbeitung von Kontingenz hin zur personalen Identitätspräsentation und -bildung mittels erzählerischer »*Navigationen*

zwischen Konstanz und Wandel« (Bamberg, 2018, S. 105). An Straubs (1998a, S. 124ff.) Ausführungen anschließend lässt sich eine breite Palette an Funktionen ableiten, die von besonderer Bedeutung sind, nimmt man speziell gruppenbezogene Zukunftserzählungen in den Blick: Diese sind z.B. nicht nur konstitutiv für die Ausformung sozialer Identitäten seitens Kollektiven und Individuen, für politischen Aktivismus und sozialen Wandel, sie können Individuen auch dazu gereichen, ihr gegenwärtiges Handeln zu orientieren (»Orientierungsbildung«), sich mit anderen zu verbinden über die Schaffung gemeinsamer Zukunftsvisionen (»soziale Funktionen«) und bestimmte im engeren Sinne »psychische Funktionen« zu erfüllen (wie bspw. »Selbstreflexion«, »Selbsterhöhung«, »Angstreduktion«). Außerdem werden im Wechselspiel mit Zukunftsimaginationen auch Verständnisse gegenwärtiger und vergangener Ereignisse und Entwicklungen geprägt und ausgebildet.

Im Hinblick auf die narrative Psychologie historischer Sinnbildung warnt de Saint-Laurent (2018a) allerdings davor, sämtliche noch so fragmentarische Arten des Sprechens über Vergangenes, Gegenwärtiges und/oder Zukünftiges als narrativ zu klassifizieren. Dem ließe sich mit Rüsen und Kollegen (1991, S. 231) entgegenen, dass wir es auch bei solchen Artikulationen des Öfteren mit auf Erzählungen verweisenden »narrativen Abkürzungen« zu tun haben. Wiewohl der erzählerische Modus für Akte des Geschichtsbewusstseins zweifelsohne wesentlich ist, kann de Saint-Laurent (2018b) und Wertsch (2008) dennoch beigepflichtet werden, dass eine verabsolutierende Festbeschreibung darauf dem breiten Spektrum an Objektivationen nicht gerecht zu werden vermag.

Zur Imagination kollektiver Zukünfte, Gegenwart und Vergangenheiten

Wie bereits angeklungen, sind historische Zeitkonstruktionen nicht per se als ein Vergangenheits-, Gegenwart und Zukunft unidirektional verbindender Pfeil zu modellieren, sondern können ebenso u.a. die Gestalt von Kreisen, Spiralen oder eines umgekehrten Pfeils annehmen. Letzterem zuzuordnen wäre, was Welzer (2011b, S. 21) unter den Begriff des »retrospektiven Gedächtnisses« fasst: die Konstruktion des Vergangenen im Lichte des Gegenwärtigen und Zukünftigen. So kann die Erfindung des Otto-Motors je nachdem, ob man einer Erzählung des segensreichen technologischen Fortschritts oder der sich zuspitzenden anthropogenen Ausbeutung und Zerstörung natürlicher Umwelten anhängt, entweder als Errungenschaft und Meilenstein oder als »Wurzel des Übels« gewertet werden (vgl. Szpunar & Szpunar, 2016, S. 384).

Unser Augenmerk gilt im folgenden Unterabschnitt der vergegenwärtigenden Rückschau auf imaginiertes und repräsentiertes Vergangenes zur Herstellung von Zukünften bzw. dem »prospektiven Gedächtnis«. Abgesehen davon sollen bei der Analyse der Genese von Zukunftsentwürfen in dieser Studie selbstverständlich auch (nicht unmittelbar mit Vergangenheitsbildern verflochtene) imaginierte Gegenwart Beachtung finden. Den *Gegenwartsbezug von Zukunftsentwürfen* bringt schon Augustinus im 4. Jahrhundert in der Bezeichnung »gegenwärtige Zukunft« zum Ausdruck (Erll, 2017, S. 120). Beispielhaft hierfür mag eine aus dem Jahr 1900 stammende Untersuchung des Ingenieurs und Schriftstellers John Elfreth Watkins Jr. stehen, in der dieser Wissenschaftler bat, Prognosen für die Zukunft anzustellen. Evident wird dabei, dass sie diese als Erweiterung

der wahrgenommenen Gegenwart, insbesondere der Tendenzen in ihrem jeweiligen Wissensbereich, imaginierten (de Saint-Laurent, Obradović & Carriere, 2018b, S. 3).³⁴ Kontrastierend zu solchen kontinuierlichen gegenwärtigen Zukunftskonstruktionen ist ebenso auch denkbar, dass Zukunftsvorstellungen in Diskontinuität zu gegenwärtigen wahrgenommenen Zuständen, vor allem Missständen, d.h. als Gegenentwürfe, konstruiert werden.

»Prospektives Gedächtnis«: Vergegenwärtigungen zur Konstruktion von Zukunftsentwürfen

Gudehus, Eichenberg und Welzer (2010, S. 9) bemängeln die Vernachlässigung der Zukunftsdimension in Konzeptualisierungen von Erinnerung und Gedächtnis und plädieren für ein Verständnis, das als »epistemische[n] Bezugspunkt des Gedächtnisses die Zukunft und keineswegs, wie gewöhnlich angenommen, die Vergangenheit« betrachtet. Denn die Grundfunktion des Erinnerns liege darin, sich »in einer Gegenwart zu Zwecken künftigen Handelns« zurechtzufinden (ebd.). Anders formuliert: Die vergegenwärtigende Konstruktion von Vergangenem dient Individuen und Erinnerungsgemeinschaften dazu, Anforderungen der Gegenwart in einer Form zu begegnen, die dazu gereicht, sich an erwünschte Zukunftszustände anzunähern.³⁵ Mit der These von der fundamental antizipativen Orientierung der Erinnerung bzw. vom »prospektiven Gedächtnis« stehen die Autor*innen nicht allein, z.B. begegnet man dieser Auffassung auch in der Neuropsychologie (Schacter, Addis & Buckner, 2007). Nachdem mit dem »prospektiven Gedächtnis« nun eine Sichtweise skizziert wurde, die das Erinnern an Vergangenes primär in den Dienst der Gegenwartsgestaltung zur Verwirklichung erwünschter Zukünfte stellt, sollen nun mit de Saint-Laurent (2018b, S. 64ff.) drei Modi der Erzeugung von Zukünften aus (ihrerseits in Teilen imaginierten) Vergangenheiten umrissen werden:

Erstens können demnach übergreifende *große Erzählungen* oder »Bezugsrahmen« (»frames of reference«), in denen vergangene Geschehnisse verdichtet repräsentiert werden, in die Zukunft extrapoliert werden. Zur Veranschaulichung verweist de Saint-Laurent auf ihre Untersuchung der Argumentationsmuster französischer Politiker*innen in Parlamentsdebatten zu einem Gesetzesvorschlag bezüglich »Immigration und Integration«. Die Parteiangehörigen aus dem »linken« Spektrum bedienten sich eines historischen Narratives, welches Humanist*innen, Unterdrücker*innen und Opfer als Hauptakteur*innen der Menschheitsgeschichte ausmacht und aus der Kolonialvergangenheit eine Pflicht zum humanen Handeln ableite. Dagegen stelle die Erzählung der politisch »Rechten« auf jenen im Zuge der Aufklärung und der Französischen Revolution

34 Bspw. waren darunter Aussagen wie »vegetables [would be] grown by electricity«, »university education [would] be free for everyone« und – das Internet beinahe vorwegnehmend – »man [would] see around the world [because] persons and things of all kinds [would] be brought within focus of cameras connected electrically with screens at opposite ends of circuits, thousands of miles at a span« (de Saint-Laurent, Obradović & Carriere, 2018b, S. 3).

35 Relativierend räumt Welzer (2011b, S. 21) auch die (an bestimmte soziokulturelle Bedingungen gebundene) Möglichkeit einer »vereinseitigenden« Kanalisierung hin zur Vergangenheit ein, bspw. wenn sich der Blick auf Leiderfahrungen richte. Doch sei auch das (repräsentierte) Vergangene untrennbar von Facetten des Erwarteten durchwirkt (vgl. Koselleck, 2010).

im Gesellschaftsvertrag festgeschriebenen Werten als Grundgerüst der französischen Nation ab, die von den Migrant*innen akzeptiert werden müssten.

Zweitens können Referenzen auf vergangene Ereignisse aus kollektiven Gedächtnissen als »Analogien« zu in der Gegenwart wahrgenommenen Bedingungen bemüht werden, um daraus antizipierte, erwünschte oder/und befürchtete Zukunftsentwürfe und ggf. Handlungsimperative zu generieren, zu verstärken oder abzuschwächen (»analogies in historical reasoning«, ebd., S. 69ff.). Beispielhaft wird die Aussage einer Interviewpartnerin zum Ukraine-Konflikt aus einer empirischen Studie von de Saint-Laurent zu historischen Repräsentationen angeführt, in der Putin als »neuer Hitler« (ebd., Ü.d.V.) bezeichnet wird. Anhand dieses Vergleichs werde die Sorge vor einem heraufziehenden, von Russland ausgehenden Dritten Weltkrieg kommuniziert.

Die dritte hier beschriebene Verknüpfungsmöglichkeit von Vergangenheiten und Zukünften besteht in der Kondensierung vergangener Ereignisse und sozialer Erfahrungen in einer »persönlichen Weltphilosophie« (»personal world philosophy«) (Valsiner, 2007, S. 317) wie »Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf«. Diese komme einem »hypergeneralisierten großen Narrativ« (»hyper generalised grand narrative«) gleich, aus dem sich Konklusionen für mögliche Zukünfte ableiten ließen (de Saint-Laurent, 2018b, S. 74).

Zusammenfassend gründet sich de Saint-Laurents Differenzierung auf dem Grad der Abstrahierung: Dabei haben Analogien den niedrigsten und die raum- und zeitübergreifenden persönlichen Weltphilosophien den höchsten Abstraktions- bzw. Generalisierungsgrad inne.

Zur kommunikativen Herstellung von Zukünften in sozialen Gruppen nach Glăveanu

Glăveanu (2018a) erörtert die Imagination kollektiver Zukünfte als kreative Handlung und – mit Blick auf die distributive Gestalt von Kreativprozessen – als fundamental interaktional und kollektiv eingebettetes, perspektivisches Geschehen. Bezeichnend ist darüber hinaus auch deren unhintergebar politische Natur (für eine Studie zu politischer Imagination siehe Glăveanu, de Saint-Laurent & Literat, 2018). Aus diesen Grundannahmen heraus schlägt er eine Typologie der kollektiven Zukunftsimagination vor, die vorwiegend für die Analyse der (auch in dieser Untersuchung einbezogenen) intragruppalen Kommunikation über Zukünfte fruchtbar gemacht werden kann.

Dreierlei Spielarten werden dabei von Glăveanu (2018a, S. 91ff.) unterschieden: die monologische, dialektische und dialogische Imagination. Die »Imagination für Andere« (»imagination for others«) vollzieht sich in monologischer Façon. Prototypisch hierfür sind elterliche Wunschvorstellungen für die Entwicklung des noch nicht eigens planenden und sich dazu verhaltenden Kindes. Problematische Auswüchse begegnen uns etwa in totalitären Diktaturen oder wenn Kolonisierende für Kolonisierte Zukunftsvisionen artikulieren. Egalitärer gestaltet sich das »Imaginieren mit Anderen« (»imagining with others«) – situiert in interaktiven, die Stimmen verschiedener Gruppen involvierenden Aushandlungen –, wobei die Machtverhältnisse auch hier nicht notwendigerweise ausbalanciert sind. Als dialektisch lässt sich diese Unterform insofern bezeichnen, als verschiedenartige Perspektiven gehört und letztendlich in einem Konsens integriert werden. Davon abzugrenzen ist die »Imagination auf Andere zu« (»imagining towards others«),

bei der – ganz im Geiste der Bakhtin'schen dialogischen Theorietradition – anstatt auf die Synchronisierung und Harmonisierung divergenter Perspektiven auf ihre »friedliche« Koexistenz in Differenz hingearbeitet wird.

Evident wird in Glăveanu (2018a) Ausführungen, dass gruppenbezogene Zukunftsvisionen i.d.R. in Konkurrenz um Deutungshoheit stehen. Seine in dieser recht normativen Konzeption formulierte Idealvorstellung für entsprechende Aushandlungsprozesse ist die Akzeptanz der Dialogizität und Pluralität von Zukunftsentwürfen. Eingerahmt ist ein solches Verständnis in die andernorts getroffene Grundannahme von Differenzenerfahrungen als Wurzeln der kreativen Imagination und damit der Erschaffung des »Möglichen« (Glăveanu, 2018b, S. 527).

2.1.6 Synthese: Eine Arbeitsdefinition der Imagination kollektiver Zukünfte

Am Ende meiner Ausführungen angelangt, schlage ich im Anschluss an die diversen skizzierten Gedanken, Theorien und Begriffsbestimmungen die folgende vorläufige Arbeitsdefinition des Gegenstands der Imagination kollektiver Zukünfte vor:

Die Imagination von auf Kollektive bezogenen Zukünften ist eine Variante des facettenreichen, soziokulturell mediierten, personalen Vermögens der kreativen Imagination, das in komplexen Bedingungsverhältnissen zu anderen »höheren« mentalen Funktionen, wie Wahrnehmung, Gedächtnis und rationalem Denken, steht. In ihren Vollzügen – situiert in und zwischen spezifischen Sphären des Erlebens – werden soziokulturell distribuierte, »eigensinnig« internalisierte semiotische Ressourcen (u.a. Zukunfts-, Gegenwarts- und Vergangenheitsdiskurse, mediale Darstellungen usw.) und biographische Erfahrungen seitens Individuen dialogisch zu Zukunftsentwürfen geformt, womit eine Reihe psychosozialer Funktionen erfüllt werden kann. Imaginationen sind dabei niemals rein fiktiv, d.h. sie sind nicht jenseits von Bezugnahmen auf soziale, materielle und kulturelle Wirklichkeiten zu denken. Als Komponente des historischen Bewusstseins werden sie vorwiegend narrativ mit kollektiv bedeutsamen Gegenwarts- und Vergangenheitskonstruktionen verwoben. Bezeichnend für die hier interessierenden Imaginationsakte ist eine deliberative mentale Beschäftigung mit dem Abwesenden, was durch das Sinnbild der Schleife zwischen proximaler und distaler Erlebenssphäre metaphorisch modellierbar ist. Das Imaginationsvermögen wird des Weiteren nicht exklusiv durch kognitive Operationen konstituiert, vielmehr können emotionale und motivationale Prozesse und Gehalte als dessen Voraussetzungen, Bestandteile und Konsequenzen fungieren. Wesentlich ist ferner die Multimodalität der Zukunftsimagination: Zu ihren Konstituenten gehören nicht nur innere Bilder oder anderweitige sinnliche Repräsentationen, sondern ebenso – und damit verknüpft – sprachlich verfasste Ideen. Taxonomisch können die Zukunftsentwürfe auf verschiedenen Dimensionen eingeordnet werden, z.B. nach dem Grad ihrer Generalisierung (oder Konkretheit), Plausibilität und emotionalen Valenz.